

clv

Karin Lorenz

Streiflichter

Menschen begegnen Jesus



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2004

© 2004 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

CLV im Internet: www.clv.de

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 3-89397-542-X

Inhalt

Gangster im Obergeschoss und Decken gegen die Kälte	7
Rebellion gegen die Bosheit der Herzen	15
Sprengkörper in den Bergen und Kobras im Wald	23
Skates, Mountainbike und Bibel	31
Vom Räuber zum Pastor	35
»Es ging nur noch ums Überleben«	39
Sehnsucht nach Zuhause	43
»Eigentlich hatte ich Gott bereits zu den Akten gelegt ...«	53
Im Vollrausch vor dem Altar	63
Über 40 Jahre hinter Gittern	69
Dem Sumpf aus Drogen und Gewalt entkommen	75
Der freie Stuhl bei Jesus	83
Anhang: Wie dumm muss man sein, um glauben zu können?	89

*Werde ich morgen leben?
Ich kann es nicht sagen.
Aber ich weiß, dass ich heute nicht lebe.*

Jimi Hendrix

*Man lebt nur einmal;
ist, wenn der Tod kommt,
dein Leben wohl genutzt,
das heißt so genutzt,
dass es sich richtig zur Ewigkeit verhält:
Gott sei ewiglich gelobt;
ist es das nicht,
so ist es ewig nicht wieder gutzumachen –
man lebt nur einmal.*

Søren Kierkegaard

Gangster im Obergeschoss und Decken gegen die Kälte

»Sind Sie glücklich?« Es gibt viele Menschen, die zögern würden, diese Frage mit einem klaren Ja zu beantworten. Elke Benz gehört nicht zu ihnen. »Vollkommen glücklich!«, betont sie und strahlt dabei. Überhaupt liegt eigentlich immer ein Lachen in ihren Augen.

Zum Glücklichein gehört, dass man keinen Mangel hat, findet die junge Frau. So wie sie. Elke Benz hat alles, was nötig ist. Es gibt nichts, was sie vermisst, sagt sie. Seit einem Jahr besitze sie sogar viel mehr, als sie zum Leben brauche: eine eigene Badewanne. Luxus pur! Und dazu das fließende Wasser, das es gibt – eine Stunde morgens und eine am Abend. Wenn sie es gut einteilt und die Wasserzuteilung nicht wieder zusammenbricht, muss sie den ganzen Tag nicht zum Brunnen laufen. Sogar eine Heizung gibt es in ihrer Wohnung, einen Strahler mit drei Röhren, dessen Wärme durch den dicken Wollpulli dringt, wenn man sich direkt davor setzt. Nur am Rücken scheint die Kälte dann besonders zu beißen.

»Aber so kalt ist es nun auch wieder nicht«, wehrt Elke ab. Schließlich sei das Klima in Albanien wesentlich milder als in Deutschland. Nur in der Nacht sinken die Temperaturen unter den Gefrierpunkt. »Aber dann gibt es ja Decken!«

Eine warme Decke zusätzlich besitzt Elke seit vergangenem Sonntag. Die Decke wurde ihr feierlich in

der Heidenheimer Friedenskirche überreicht, eine symbolische Geste eines Clubs, der die 29-Jährige bereits mit einer Geldspende bedacht hatte.

Für die Decke und den symbolischen Akt hat Elke einen kleinen Flecken auf der Landkarte namens Lushnje vorübergehend verlassen, hat für ein paar Tage Aufenthalt in Heidenheim rund 1.800 Reisekilometer überwunden und eine noch viel größere Distanz, was Infrastruktur und Lebensstandard betrifft. Seit drei Jahren lebt und arbeitet die junge Frau in Albanien als Erzieherin.

Als sie selbst so alt war wie ihre kleinen Schützlinge, da wollte Elke Benz Bergbäuerin werden. Als Jugendliche entdeckte sie dann jedoch ihre Liebe zu Kindern und absolvierte eine Ausbildung zur Erzieherin. »Aus Berufung«, wie sie betont.

Die Berufung führte sie ins Asylbewerber-Heim. Da gab es Kinder, die eine Betreuung ganz besonders zu brauchen schienen, Kinder aus Krisengebieten, Kinder, die keinen Anschluss fanden, weil sie die Sprache ihrer Umgebung nicht verstanden.

Hauptsächlich Kinder von Kosovo-Albanern waren es, die das Betreuungsangebot annahmen. Elkes Gemeinde, die Evangelisch-methodistische Kirche Heidenheim, unterstützte die junge Frau finanziell. Für 900 Mark im Monat betreute sie vormittags die Kinder und nachmittags die Erwachsenen. Sie half bei Behördengängen und organisierte Möbel. Als die Albaner Interesse am christlichen Glauben zeigten und sich sonst keiner fand, der Zeit hatte, ihnen von

Jesus zu erzählen, setzte sie sich regelmäßig mit muslimischen Männern zur Bibelstunde zusammen.

Die Flüchtlinge schlossen die Deutsche in ihr Herz, und bald gab es keine Familienfeier, zu der sie nicht eingeladen wurde. So wuchs in ihr der Wunsch, die Heimat ihrer neuen Freunde kennen zu lernen.

1995 besuchte sie Albanien zum ersten Mal im Rahmen eines Hilfsprojekts ihrer Gemeinde. Im Dezember 1996 kam sie ein zweites Mal. Da erzählte ihr der dortige Pfarrer von seinen Plänen: Einen Kindergarten wolle man aufbauen. Ob sie nicht ...? Sie sagte »Ja«.

Wieder zurück begannen die Vorbereitungen – und in Albanien die großen Unruhen. Weil die Banken nach dem Pyramidenprinzip Geldvermehrung versprochen hatten, dann aber Pleite gegangen waren, verloren viele Bürger ihr gesamtes Vermögen und ihre Häuser. Es kam zur Besetzung von Behörden, zu Plünderungen und Racheefeldzügen, erzählt Elke Benz. »Die Menschen waren wütend, weil die Regierung das Treiben der Banken gesehen hatte, aber nicht einschritt.« Die Unruhen waren für Elke Benz kein Grund, von ihren Reiseplänen abzusehen. Die Asylbewerber, die in Heidenheim von Elke betreut wurden, waren entsetzt, als sie von diesen Plänen hörten, und baten die junge Frau zu bleiben: In Albanien sei es viel zu gefährlich für sie.

Aber Elke fragte Gott, sprach mit ihrer Gemeinde und mit dem Pfarrer, der in Lushnje wartete. Dann ging sie – ganz allein.

Die Erzieherin ist keine Abenteurerin. Dafür ist sie viel zu bodenständig. Aber sie ist sich sicher, dass Jesus in Albanien eine Aufgabe für sie hat und sie deshalb beschützen wird. Ihr unerschütterliches Vertrauen lässt keinen Platz für Angst und Zaghaf-tigkeit.

»Gefährlich?« Elke lacht, als ein Anrufer sich wäh-rend ihres kurzen Aufenthalts in Heidenheim nach ihrer Arbeit erkundigt. Man muss es ausnutzen, wenn man sie einmal telefonisch erreichen kann, denn das ist in Albanien immer noch mit viel Glück verbunden, weil die Leitungen ständig zusammen-brechen. »Danke der Nachfrage«, antwortet Elke dem Anrufer. Es sei nicht gefährlich: »Nicht gefähr-licher als andernorts.«

Das Prinzip sei ganz einfach, erklärt sie: »Wenn die Leute wissen, dass man selbst nichts hat, lassen sie einen in Ruhe.« Wenn man nicht viel besitze, habe man ohnehin weniger Sorgen. Noch so ein Punkt, der ihr Glücklichein ausmacht. Elke lacht wieder fröhlich. Der Mann am anderen Ende der Leitung – Mitglied der Wohlstandsgesellschaft – gibt ihr Recht!

Bei ihr ist nichts zu holen. Das wissen die Menschen in der albanischen Ortschaft längst. Als ihre Jugend-gruppe auf dem Rückweg von einem Picknick von zwei bewaffneten und maskierten Männern über-fallen wurde, machten sich die Räuber nicht einmal die Mühe, Elke zu durchsuchen. Sie durchsuchten nur die einheimischen Opfer. So übersahen sie den kleinen Besitz, den Elke an diesem Tag doch bei sich führte: einen Fotoapparat.

Von diesem Überfall erzählt Elke dem Anrufer allerdings nichts. Über solche Dinge spricht sie selten, weil sie festgestellt hat, dass die Menschen, denen sie davon erzählt, meist ganz anders reagieren, als sie erwartet. Elke wundert sich, dass sie erschrecken, statt sich mit ihr darüber zu freuen, dass sie einmal mehr Gottes Schutz erlebt hat. Andere werden bei solchen Überfällen erschossen oder schwer verletzt. Aber keiner aus ihrer Gruppe. Nie auch nur einer aus ihrer Gruppe!

Was Elke dem Anrufer erzählt, klingt eher, als rede sie von einem Urlaubsparadies in der Südsee und nicht von einem Krisengebiet, das als Armenhaus Europas gilt – einem Dorf, in dem sie in den ersten Monaten nachts Maschinengewehre knattern hörte.

Der Anrufer lässt sich gerne beruhigen. Nur wer sehr hartnäckig ist, erfährt von den rivalisierenden Banden, die es überall gibt und von denen sich eine sogar ungefragt für einige Zeit im Obergeschoss des Gemeindehauses breit gemacht hatte, um das Hauptquartier der Gegner am anderen Ende der Straße zu beobachten. Elke schlug damals vor, die Bande mit Lobliedern und Gebeten zu vertreiben. Aber als die Gemeinde noch über den Vorschlag nachdachte, zog die Bande von selbst wieder ab. Eines Tages wurde ein Clan-Chef durch die Straßen getragen – »das heißt, nur sein Kopf«, ergänzt Elke.

Der Kindergarten, den sie aufgebaut hat, ist mit 25 Kindern inzwischen voll belegt und genießt einen ausgezeichneten Ruf. Immer wieder versuchen Eltern, mit

Bestechungsgeld einen Platz für ihr Kind zu erkaufen. Ihre Aufgabe sieht sie darin, den Kindern Hoffnung zu geben, denn viele junge Albaner können für sich und für ihr Heimatland keine Zukunft mehr sehen. Elke will den Kindern soziales Verhalten beibringen, Ordnung und Rücksichtnahme. Aus deutscher Sicht ist ihr Kindergarten »ganz gewöhnlich«. Doch verglichen mit den albanischen Einrichtungen ist er ein Paradies. »Albanische Kindergärten sind eigentlich nur Verwahranstalten«, erzählt Elke. Die Kinder müssen die meiste Zeit über still auf Stühlen sitzen, 40 Kinder in einer Gruppe, die nur von einer Betreuerin beaufsichtigt wird. Verlässt die Betreuerin einmal den Raum, »dann gibt es Mord und Totschlag, weil die Kinder ihre Energie nicht anders abbauen können als durch Aggression!«

Elke zeigt Fotos verschiedener Kindergärten, die sie besichtigt hat. Kahle Fußböden sind darauf zu sehen – Wände, von denen der Putz bröckelt. Nicht ein einziges Spielzeug! Die Kinder sitzen in dicken Jacken auf kleinen Holzstühlen.

Die 25 Kinder, die in ihrem Kindergarten aufgenommen wurden, sollen nur ein Anfang sein. Elke hat jüngst einen Verein zur Förderung und zum Aufbau weiterer Kindergärten im deutschen Stil gegründet. Längst hätte in einer Nachbarstadt ein zweiter Kindergarten entstehen sollen. Teppiche, Spielzeug und einen Kühlschrank hatte sie dafür schon organisiert. »Leider ist unser Lager im Sommer leer geraubt worden«, sagt sie, und selbst dabei kann sie lächeln. Jetzt hat sie eben wieder einen Kühlschrank erbettelt. Ihre Eltern sammeln derweil Sachspenden

wie gebrauchtes Spielzeug als Ausstattung für den Hort. Der Kindergarten und die Gehälter der beiden albanischen Mitarbeiterinnen wurden ebenfalls nur durch Spenden möglich gemacht. Elke bezieht kein festes Gehalt.

Die Pläne der Erzieherin gehen jedoch noch weiter. Sie will in der ganzen Region das Kindergartensystem revolutionieren. Dafür möchte sie Weiterbildungskurse für die albanischen Erzieherinnen anbieten. »In erster Linie wird es darum gehen, den Betreuerinnen das Spielen mit Kindern beizubringen.« Bislang würden viele Erzieherinnen die ihnen anvertrauten Jungen und Mädchen eher als Gegner denn als Freunde betrachten. »So ist das bei uns leider«, sagt Elke.

»Bei uns«, sagt sie. Heidenheim, die Hermannstraße, das Haus der Eltern, das ist in ihren Gedanken und Erzählungen längst ganz selbstverständlich zu »bei euch« geworden. Drei Jahre haben für sie ausgereicht, in Albanien eine neue Heimat zu finden. Ihre Sprachkenntnisse sind inzwischen so gut, dass die Albaner, mit denen sie zusammen im Reisebus nach Deutschland sitzt, sie erst für eine Landsmännin halten.

Gelernt hat sie die fremde Sprache vor Ort. Bis zu acht Stunden am Tag hat sie in den ersten zwei Monaten gebüffelt. »Ich bin voll«, war der erste Satz, den sie lernte – gezwungenermaßen, »weil meine albanischen Gastgeber mich sonst in ihrer Begeisterung überfüttert hätten«, schmunzelt Elke. »Sonst wäre ich jetzt dick wie ein Fass!«

Einzig die Eltern, gläubige Christen wie Elke, sind über ihren Fortzug wenig glücklich – vermutlich. »Sie reden nicht dagegen«, meint Elke, »weil sie wissen, dass es richtig ist.« Aber Elke hat den Verdacht, dass ihr Vater sogar ein wenig stolz auf sie ist. »Natürlich würde er das niemals zugeben«, sagt sie und lacht wieder.

Ein wenig später schaut ihr Vater vorbei. Er redet nicht viel, erwähnt nur den vielen Abfall, der in Albanien am Straßenrand liegt. Dann holt er seine Spiegelreflex-Kamera und schießt ein paar Fotos. Von der Redakteurin, die seine Tochter interviewt.

Elkes Mutter ist heute Vormittag nicht daheim. Manchmal ruft sie in Lushnje an, einfach so, um die Stimme ihrer Tochter wieder einmal zu hören, wenn die Telefonverbindung es zulässt. Gelegentlich schreiben sie sich Briefe, aber das ist noch schwieriger als zu telefonieren. Manchmal kommt die Post an, manchmal nicht. »Je nachdem, ob sie unterwegs jemandem in die Hände fällt, der Geld darin vermutet«, schmunzelt Elke.

Dieses Jahr war sie dreimal zu Besuch bei den Eltern. »Ausnahmsweise«, fügt sie hinzu. In den Jahren zuvor kam sie nur einmal, weil es zu teuer ist. Für Heimweh bleibt ihr keine Zeit. Die Arbeit erfülle sie, es sei ihre Aufgabe im Leben. »Jesus kann aus jedem Leben etwas Wunderbares machen«, versichert sie. Zum Beispiel eine Erzieherin, die ein Herz für albanische Kinder hat!

Rebellion gegen die Bosheit der Herzen

Der Wunsch nach Veränderung spielte im Leben von Magdalena Paulus eine wichtige Rolle. Nicht weniger, als die Welt verbessern, das wollte sie als Schülerin in den 68ern. Sie nahm an Massen-Demonstrationen teil und stritt für ihre Ideale – bis ihr klar wurde, dass die Ideen der Studentenbewegung nicht radikal genug waren ...

Es war eine typische Reihenhaus-Siedlung am Stadtrand von Köln. Arbeiter und kleine Angestellte lebten hier. Am Ende der Straße standen Wohnblocks für Sozialhilfe-Empfänger. Wer »Am Springborn« wohnte, den musste niemand erst davon überzeugen, dass es in Deutschland mindestens zwei Schichten gab. Jedenfalls sah man das in den kleinen Reihenhäusern so: Da gab es die Klasse der Studierenden, der Akademiker, von denen niemand in dieser Straße wohnte und die im öffentlichen Leben die einflussreichen Stellen besetzten. Und dann gab es die anderen, »Leute wie uns«, erinnert sich Magdalena Paulus. Niemand in ihrer Straße war jemals auf dem Gymnasium gewesen.

Magdalena Paulus wurde im Januar 1953 geboren – als einzige Tochter einer sechsköpfigen Familie. Dass die Regeln in der Gesellschaft nicht immer fair waren, erkannte das Mädchen schon früh. Es waren vor allem zwei Erlebnisse, die ihrem Gerechtigkeitsempfinden widersprachen und eine tiefe Empörung in ihr hinterließen, die später zu Widerstand wachsen sollte.

Ihr ältester Bruder Gerd sollte auf das Gymnasium gehen. Die Eltern wollten dem intelligenten Jungen eine bessere Startmöglichkeit für sein Berufsleben geben. Aber sie hatten nicht mit dem Rektor der Volksschule gerechnet. Ein Junge aus der Arbeitersiedlung auf dem Gymnasium? Warum denn das? Schließlich braucht man doch auch gute Handwerker.

Der Rektor zitierte die Eltern persönlich zu sich. Sie fanden es ungerecht. Aber sie fügten sich, erzählt Magdalena Paulus. Gerd kam auf die Volksschule. Nur der schale Geschmack der Demütigung, der ließ sich nicht vertreiben. Später hat ihr Bruder sein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt.

Das zweite prägende Erlebnis ereignete sich bei einem Arzt. In der Praxis, welche die krankgewordene Jugendliche aufsuchte, hing ein Schild: »Bewohner des Springborn werden nicht behandelt.« Magdalena Paulus versuchte es trotzdem – und wurde prompt aus der Praxis herauskomplimentiert. Wieder dieses Gefühl der Demütigung. Diesmal aber vermischt mit Wut. Vielleicht genug Wut, um die ganze Praxis in die Luft zu bomben, wenn sie denn eine Bombe gehabt hätte, meint die heutige Juristin im Rückblick nachdenklich.

Weil Magdalena Paulus sehr gute Schulleistungen zeigte und ihre Eltern der Meinung waren, dass Mädchen in der Ausbildung einen Startvorteil brauchen, weil es keine Gleichberechtigung gab, versuchten die Eltern es noch einmal. Dieses Mal setzten sie sich durch: Ihre Tochter kam auf das Mädchengymnasium.

Hier lernte Magdalena die »andere Welt« kennen. Die Klassenkameradinnen trugen Kleider, die sie sich nie leisten konnte, und »hatten keine Ahnung von sozialen Spannungen der Zeit«. Als Schutzschild gegen Demütigungen legte sich Magdalena einen bitterbösen Sarkasmus zu. Ihre scharfe Zunge sorgte dafür, dass man sie respektierte und schließlich sogar zur Klassensprecherin wählte.

Als sie 15 war, begann sich die Atmosphäre in Deutschland zu wandeln. »Sie passte zu meinem Zorn«, erzählt Magdalena. Es war die Zeit um 1968 und danach. Alle alten Werte und Konventionen wurden in Frage gestellt – jede herkömmliche Autorität angezweifelt. »Trau keinem über 30«, schleuderte man den Älteren respektlos entgegen. Und Magdalena war mitten im Zentrum der neuen Bewegung. In Köln fand die erste Großdemonstration der Bundesrepublik statt. »Und ich war dabei!«

Studenten und Schüler vereinigten sich. Anlass waren Fahrpreis-Erhöhungen für Busse und Bahnen. Die Straßen waren schwarz vor jungen Menschen, erinnert sich die Teilnehmerin. Der Verkehr brach zusammen, die Demonstranten waren berauscht von ihrem Erfolg und schrien der Polizei entgegen: »Wir sind eine kleine, radikale Minderheit!« Am Abend gab es Straßenkämpfe mit den Ordnungshütern. Und Magdalena jubelte innerlich. »Endlich tut sich was!«

Längst ging es nicht mehr um die Fahrpreiserhöhung. Magdalena Paulus und die anderen jungen Demonstranten hatten höhere Ziele: gleiche Chan-

cen für alle, niemand sollte wegen seiner Herkunft einen Vorteil oder Nachteil haben. Sie wollten nicht weniger, als die Welt verändern!

Die Protestbewegungen, Großdemonstrationen und Straßenschlachten breiteten sich aus. Aber trotz aller Begeisterung regten sich bei der Gymnasiastin erste Zweifel. Die Welt verbessern – kann man das denn mit dem Einsatz von Gewalt? Sollte da nicht die Liebe zu den Menschen an erster Stelle stehen, damit es wirklich besser werden könnte? Aber beim besten Willen und auch wenn sie an friedlichen »Harmony-Paraden« mit dem Motto »Love makes the world go round« teilnahm: Sie konnte keine Liebe für die Menschen empfinden, die sie verbessern wollte. Wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass es in ihrem Herzen nur Verachtung für »die anderen« gab. Wie aber sollte es gelingen, die Welt zu ändern, wenn sie nicht einmal sich selbst verändern konnte?

Es war eine Zeit, in der viel darüber diskutiert wurde, wie denn nun eine bessere Welt geschaffen werden könnte – ein Paradies auf Erden. Die Verhältnisse müssten sich ändern, dann würden sich auch die Menschen ändern, war eine Meinung, die vertreten wurde. Der jungen Frau erschien das logisch – und daran hielt sie nun fest.

Inzwischen war sie 17 Jahre alt. Ihre schulischen Leistungen ermöglichten ihr einen längeren USA-Aufenthalt. Als sie bei ihren Gast-Eltern ankam, wurde sie wie eine kleine Prinzessin empfangen. Die Lokalzeitung berichtete auf einer Viertelseite

mit Foto über sie. Sie bekam ein großes Zimmer für sich allein und wurde auch sonst mit allem überschüttet, was sie sich wünschte. Es schien, als sei sie in einem Traum gelandet, fand die bislang nicht an Wohlstand gewöhnte Schülerin. »Es war wie ein kleines Paradies«, fand sie damals. Die perfekte Umgebung – nur eines war weiterhin nicht perfekt: sie selbst. Nun also hatten sich die Verhältnisse zwar geändert, aber in ihr war alles gleich geblieben: »Ich hatte mich selbst mitgeschleppt!«

Es dauerte nicht lange, bis sie sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt hatte und wieder die alte Unruhe und Unzufriedenheit spürte, ihr misstrauisches und ablehnendes Wesen und die Unfähigkeit, Mitmenschen, die anderer Meinung waren als sie, mit Liebe zu begegnen. Das verwirrte und frustrierte sie. Sie war keine 20 Jahre alt, aber sie fühlte sich, als sei sie bereits uralt.

Wieder in Deutschland, ereignete sich in ihrer Schulklasse etwas Neues: Einige Mitschülerinnen sprachen plötzlich davon, »Christ geworden« zu sein. Die Klasse reagierte mit heftiger Ablehnung auf diese Mitteilung. Was bildeten sich diese Mädchen ein? Schließlich waren alle in der Klasse getauft, auch wenn das für sie sonst keine Rolle spielte. Man sprach nicht über so etwas Intimes wie den Glauben. Aber diese Schülerinnen redeten nun über Jesus Christus, als ob sie eine persönliche Beziehung zu ihm hätten – und das behaupteten sie auch.

Noch etwas sagten sie, wenn wieder über die Verbesserung der Welt diskutiert wurde: dass Jesus die

Menschen verändern könne, von innen her, und sich erst dann auch die Verhältnisse ändern würden.

Die Klasse hielt die Mädchen schlichtweg für verrückt. Aber klar wurde doch: Diese Mädchen lebten ihren Glauben tatsächlich in ihrem Alltag – das musste Magdalena zugeben. Auch sie fanden das Bürgertum spießig, manche nannten sogar die Kirche verlogen. Auch sie waren radikal, so wie Magdalena das in den Studentenkreisen erlebt hatte, aber auf eine andere Art.

Die Studenten waren radikal in ihrem Misstrauen gegenüber jeder Art von Autorität. Die Christen waren radikal in ihrem Vertrauen zu Gott und in der Art, wie sie ihr Leben nach ihrem Vorbild Jesus ausrichteten. Der Weg der 68er war ihnen nicht radikal genug. »Die Wurzel des Übels liegt nicht in den Verhältnissen. Sie liegt tief in der Natur des Menschen. Und in diese Tiefe reicht nur Gott«, erläutert Magdalena Paulus heute. Und tatsächlich beobachtete die Klasse Veränderungen im Leben und im Wesen ihrer Kameradinnen.

Magdalena Paulus war fasziniert und abgestoßen zugleich. Der Glaube, so fand sie, war etwas für naive Menschen, eine Flucht in eine Scheinwelt. Wo war er denn, dieser Gott? Sie hörte keinen Gott und sie sah keinen Gott. Außerdem brauchte sie gar keinen Gott, hielt sie den Mitschülerinnen entgegen. Obwohl sie wusste, dass das gelogen war. Sie hatte ja bereits ihre Unfähigkeit, sich selbst zu ändern und die Welt zu verbessern, erkannt.

Aber was, wenn gerade ihre Rebellion und Ablehnung die Trennung zwischen Gott und ihr bewirkten? So tief und grundsätzlich, dass sie den Eindruck hatte, es gäbe Gott nicht? Wenn es diesen Gott nun aber doch gab und sie einfach so weitermachte wie bisher? »Dann bin ich es, die in einer Scheinwelt lebt«, lautete Magdalenas ehrliche Schlussfolgerung.

Nun wollte sie die Wahrheit wissen. »Also betete ich, allein, zu Hause. Ich sagte zu Jesus Christus: Du sollst Herr sein. Verfüge über mich. Komm in mein Herz!« Würde sich etwas ändern? Es hat sich etwas geändert. Wäre nichts passiert, hätte sie gelacht und die ganze Geschichte vergessen. Doch in dieser Stunde, als sie erstmals ernsthaft zu Gott sprach und Jesus persönlich als ihren Herrn annahm und ihm ihr Leben anvertraute, kam sie tatsächlich zur Ruhe. Sie fühlte sich nicht mehr länger allein. Stattdessen wusste sie, dass sie von Gott geliebt war – und wertgeschätzt.

Gott ließ sie erkennen, dass er selbst für sie einen Platz und eine Aufgabe in dieser Welt hatte. »Ich erlebte, dass ich nicht nur mit Gott versöhnt wurde, sondern ganz unerwartet versöhnte er mich auch mit mir selbst und mit der Welt«, schließt Magdalena Paulus die Geschichte ihrer persönlichen Veränderung.

Sprengkörper in den Bergen und Kobras im Wald

Heidenheim, Goethestraße. Das war die letzte Adresse der Familie in Deutschland. Wilma Klassen kümmerte sich um den Haushalt und die Erziehung der Kinder. Alfred Klassen arbeitete in der Chirurgie des örtlichen Kreiskrankenhauses. Statt sich jedoch um eine leitende Position zu bemühen, schickten der Facharzt und seine Frau ihre Lebensläufe an die Organisation »Christliche Fachkräfte International«. Dazu stellten sie in ihren Gebeten eine ernst gemeinte Frage: »Gott, wo willst DU uns haben?«

Die Antwort liegt am Ende der Welt: Cuamba, eine Stadt mit rund 160.000 Einwohnern im Distrikt. Für Privilegierte gibt es hier morgens und abends zwei Stunden fließendes, dreckiges Wasser und Strom. Die Stromversorgung fällt allerdings mehrmals am Tag und bei jedem Regenguss aus. Drei Banken gibt es in Cuamba, zwei Tankstellen und eine Poststation, in der häufig die Briefmarken fehlen. Dann gibt es noch ein kaputtes Sägewerk, mehrere Schulen und einen Flugplatz, auf dem Passagierflugzeuge landen können, wenn der Pilot zuvor ein paar Mal im Tiefflug Vieh und Menschen von der Piste scheucht.

Das Krankenhaus, in dem Dr. Klassen nun operiert, wurde 1990 von »Ärzte ohne Grenzen« zu einer Klinik mit 80 Betten erweitert. Es gibt nur noch ein weiteres Krankenhaus in der 100.000 Quadratkilometer großen Provinz Niassa, und das ist rund 300 Kilometer entfernt. 300 Kilometer, das bedeutet

auf den unwegsamen Straßen eine Fahrt von zehn Stunden. Diese beiden Kliniken sind für die medizinische Versorgung von einer Million Menschen zuständig.

Vier Abteilungen gibt es in der Klinik. Die Kinderabteilung mit rund 30 Betten, eine Abteilung für Geburtshilfe mit 20 Betten, die Chirurgie und die Innere Abteilung mit je rund 15 bis 20 Betten. Es fehlt an Material und Medikamenten, an Skalpellen, manchmal sogar an Kompressen. Die Kinderabteilung besitzt nicht einmal eine Waage.

Außerdem fehlt Pflegepersonal. Deshalb sind die Patienten meist sich selbst überlassen. Manchmal ist eine Station zwei Tage lang überhaupt nicht besetzt. Weil es aber einen noch größeren Mangel an Ärzten gibt, übernehmen die wenigen Krankenpfleger häufig die Behandlung eines Kranken, und nur wenn die Behandlung nicht anschlägt, wird ein Arzt hinzugezogen.

Drei Krankenwagen besitzt die Klinik. Der eine steht schrottreif und bewegungsunfähig unter einem Mangobaum im Hof und dient den Vögeln zum Nestbau. Der zweite hat einen defekten Motor. Der einzige Wagen, der fährt, hat eine eingeschlagene Windschutzscheibe, defekte Bremsen und besitzt keinen Tankdeckel.

Technische Defekte gehören auch bei wichtigen Klinikgeräten zum Alltag, erzählt der deutsche Arzt, weil eine regelmäßige Wartung nicht üblich sei. Üblich sei, so lange mit einem Gerät zu arbeiten,

bis es den Geist aufgeben. Dann werde versucht zu improvisieren, mehr oder weniger erfolgreich. Fällt ein wichtiges Gerät aus, beispielsweise der Sterilisator, könne nicht mehr operiert werden.

Manchmal sei es schon frustrierend, gibt Alfred Klassen zu. Natürlich weiß er, dass er nicht die ganzen medizinischen Probleme seiner Umgebung lösen kann. Aber er will helfen nach den Möglichkeiten, die er hat. Entwicklungsdienst hat nichts mit Romantik zu tun. Und es ist kein Einsatz, der einer Karriere förderlich ist, glaubt Klassen. Ärzte im Entwicklungsdienst riskieren, später in Europa im »normalen« Berufsleben von den Kollegen nicht für voll genommen zu werden. Welche Qualifikation hat schon ein Chirurg vorzuweisen, der im Busch gearbeitet hat – mit primitivsten Mitteln statt mit modernster Technik?

Seit eineinhalb Jahren lebt die Familie nun in Mosambik. Aber Zeit spielt eine andere Rolle in einem Land, in dem die meisten Menschen keinen Sinn darin sehen, einen Tag in einzelne Stunden oder eine Woche in Tage aufzuteilen. Es gibt nur zwei Zeiten – vor der Regenzeit und nach der Regenzeit! Will doch einmal jemand vorübergehend die Tage zählen, benutzt er eine Schnur – jeder neue Morgen bekommt einen Knoten. Viele Menschen hier wissen nicht einmal das Datum ihrer Geburt, berichtet Klassen. Die Analphabeten-Rate in Niassa liegt bei knapp 72 Prozent.

Mittlerweile fällt es den Kindern des Arztheopaares bereits schwer, sich an Deutschland zu erinnern,

an »drüben«, wie das Geburtsland inzwischen heißt. Michelle, mit sieben Jahren die Älteste, Kindergartenkind Thomas und Nesthäkchen Markus haben sich schnell heimisch gefühlt. Besonders die Gesellschaft mit den vielen anderen Kindern genießen sie, die großen Kindergeburtstage, zu denen eingeladen und uneingeladen die halbe Nachbarschaft erscheint, die unkomplizierte Art, mit der die Menschen aufeinander zugehen. Sprachbarrieren werden rasch überwunden. Schon nach ein paar Monaten verbessert Michelle das Portugiesisch der Eltern. Für die Älteste wurde jüngst eine Ecke der Wohnung zur Schule umfunktioniert. Papa unterrichtet Deutsch nach dem Lehrplan der Deutschen Fernschule, Mama Mathematik und Sachkunde.

Doch das Familienleben und die gute Nachbarschaft täuschen nicht darüber hinweg, dass Cuamba eigentlich eine Stadt ist, aus der man fortgeht, wenn man nur irgendwie kann. Im wunderschönen Bergpanorama ringsum lauern Minen. Die Opfer der Sprengkörper gehören zu den Patienten von Dr. Klassen.

Noch andere Gefahren lauern in der herrlichen Natur: Moskitos als Überträger von Malaria – und Giftschlangen. Gleich in den ersten Wochen nach der Ankunft kreuzte eine Kobra den Weg der Familie bei einer Wanderung durch den Wald.

Armut, Hunger und Massen-Arbeitslosigkeit halten das Land gefangen und lassen die Menschen hart werden gegen sich selbst und unbarmherzig gegen andere. Industrie gibt es keine in der Stadt, und wer

eine Arbeit findet, erhält dafür nur einen Hungerlohn. Milch und Eier sind doppelt so teuer wie in Deutschland. Wucherpreise zahlt man auch für die Gebrauchsgegenstände, die es zu kaufen gibt – und die oft von minderwertiger Qualität sind.

Mitgefühl ist Mangelware. Selbst wenn eine Mutter von acht Kindern bei der Geburt stirbt, reagieren die einheimischen Klinikmitarbeiter darauf nur mit Achselzucken, ist Alfred Klassens Erfahrung. Die Lebenserwartung in der Provinz Niassa liegt bei 37 Jahren, die Kindersterblichkeit in Mosambik beträgt 20 Prozent. Die Hälfte der Bevölkerung ist Statistiken zufolge jünger als 15 Jahre. Ein früher Tod gehört hier zum Alltag. Die Menschen nehmen es hin, so selbstverständlich wie das Ungeziefer, das keine zwei Tage nach dem Ausgiften schon wieder das Haus in Beschlag nimmt wie eh und je. Ameisen, Kakerlaken und Mücken, zählt Wilma Klassen in einem Brief an die Freunde in Deutschland auf.

Die Armut fördert die Kriminalität. Auch die deutsche Familie wurde bereits Opfer von Überfällen. Einmal stahlen Einbrecher während der Nacht Fotoapparat, Videokamera, ein Fahrrad, CDs und 20 Kilo Zucker, während die Familie in den Zimmern nebenan in den Betten lag. Den angestellten Nachtwächter, der sie vor solchen Gefahren schützen sollte, musste Alfred Klassen nach dem Überfall erst einmal aufwecken. Ein anderes Mal stürmten zwei bewaffnete Räuber bei einem kurzen Stopp den Geländewagen der Missionare und versuchten so, die Frau des Doktors, die zu diesem Zeitpunkt allein im Wagen unterwegs war, zu entführen. Wilma Klas-

sen brachte sich mit einem Sprung aus dem fahrenden Wagen in Sicherheit und kam mit blauen Flecken und Prellungen davon.

Neben der Armut lauert jedoch eine viel größere Gefahr, die das Land bedroht: Aids! Die Hälfte der Todesfälle im Erwachsenenalter sei fast allein darauf zurückzuführen, so die erschreckende Beobachtung, die Dr. Klassen in seiner Umgebung gemacht hat. Doch niemand wolle etwas darüber hören. Stattdessen reden die Kranken von Flüchen und Zaubersprüchen. Sie geben ihre letzten Münzen aus für Hexer, die Bannsprüche verhängen oder lösen sollen.

Bei einem Test erwies sich die Hälfte der getesteten erwachsenen Patienten als HIV-positiv. Offiziellen Schätzungen zufolge sind in Mosambik fünf bis zehn Prozent aller Menschen über 15 Jahren HIV-positiv. Um sich vor Ansteckung zu schützen, trägt der Arzt bei jeder Operation zwei Handschuhe übereinander. Allerdings: Jeder Chirurg steche sich mindestens einmal im Monat, kommentiert Dr. Klassen die Lage. Er vertraut auf Gott. Sein letzter HIV-Test war negativ – kein Aids.

Aids hat eine weiter sinkende Lebenserwartung zur Folge. Sogar während des grausamen Bürgerkriegs lag sie landesweit noch um fünf Jahre höher als heute. Eine Million Menschen werden in Mosambik in den nächsten Jahren an Aids sterben, so die Schätzungen. Viele hinterlassen Kinder. Für die Familie Klassen sind es keine Nummern in einer Statistik, sondern Menschen ihrer nächsten Umgebung, denen qualvolles Leid bevorsteht.

Vor zwei Monaten erlag der Anästhesist dem schleichenden Tod. 34 Jahre alt, Vater von vier Kindern. Der Mann verdächtigte bis zuletzt den Hilfsanästhesisten, ihn mit einem Todesfluch belegt zu haben, und er stürzte seine Familie in Schulden bei dem sinnlosen Versuch, einen wirksamen Gegenzauber zu kaufen. Von Aids als wahrer Todesursache habe weder er noch seine Angehörigen, Freunde, Verwandten oder Arbeitskollegen in der Klinik etwas hören wollen. Gemeinsam mit einem venezolanischen Pater möchten die Klassens deshalb nun für die Bevölkerung Modelle entwickeln, um über diese Krankheit aufzuklären.

Warum ist die Familie hier? Weil Alfred und Wilma Klassen eine Liebe kennen gelernt haben, die ihr Denken, ihr Handeln und ihre Wertmaßstäbe verändert hat. Eine bedingungslose Liebe, die allen Menschen gilt und die nicht auf Geld, Karriere oder Hautfarbe sieht. Und wenn sie von der Liebe Gottes erzählen, dann hört man ihren Worten zu, weil sie diese Liebe in ihrem eigenen Herzen erfahren haben und mit ihrem Leben dahinter stehen.

Skates, Mountainbike und Bibel

Bei gutem Wetter ist Christoph Mühleisen mit den Inlineskates unterwegs. Oder mit dem Mountainbike. Oder er hängt nur mit einem dünnen Seil gesichert an einer Felswand zwischen Himmel und Erde. Zur Zeit allerdings steckt er ein bisschen zurück, denn zur Zeit arbeitet er mit rund 20 anderen Jugendlichen und jungen Erwachsenen an einem Missionsprojekt. Christoph ist für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig. Er ist 23 Jahre alt und hat soeben erfolgreich sein BA-Studium zum Diplom-Ingenieur beendet.

Sein Freund Michael Meisloh verbringt seine Freizeit am liebsten mit Musik. Er spielt in einer Band. Mit seinen auffallend blonden Haaren wirkt er wie der Sänger einer Boygroup. 19 ist er und Schüler des Max-Planck-Gymnasiums. Er ist zuständig für die Technik.

Nicht zu den zahlreichen Hobbys der beiden Heidenheimer gehört ihre Arbeit für das Jesus-Projekt. Denn Gott ist nicht nur etwas für die Freizeit, Gott gehört in den Mittelpunkt des Lebens, finden sie. »Jesus ist mein bester Freund«, stellt der Ältere der beiden klar, ohne dass es irgendwie merkwürdig klingt. Und er ergänzt mit derselben Selbstverständlichkeit: »Ich will mein Leben für Jesus leben.«

Der Glaube an Jesus ist für ihn nichts Abstraktes. Zumindest ist er das nicht mehr, seit Christoph sich ganz bewusst dafür entschieden hat, Jesus in sein

Leben aufzunehmen. Er kann sich noch sehr genau an den Tag erinnern, an dem er »eine persönliche Beziehung« mit Jesus begann: Bei einer Freizeit sei es gewesen. Da habe er sich abends allein auf sein Bett gesetzt mit »vielen Fragen im Bauch«, über alles, was ihm unklar war oder widersprüchlich schien am christlichen Glauben. Aber auf einen ernsthaften Versuch wollte er es ankommen lassen. »Jesus«, habe ich gesagt, »wenn es dich wirklich gibt, dann möchte ich dich jetzt erleben, denn dann kann es keine bessere Lösung für mein Leben geben.«

Was geschah? Christoph lacht. Eigentlich nichts Sensationelles. Die Welt drehte sich weiter wie bisher. »Aber im selben Moment habe ich ein überwältigendes Gefühl von Frieden und Glück in mir gespürt.« Sein Herz pochte wie nie. »Innerlich wusste ich in diesem Augenblick: Gott ist da, und er liebt mich!« 14 Jahre alt war er damals. Sogar die Uhrzeit hat er nicht vergessen: »Abends um halb zehn war das.«

Ob sie langweilig sind, brav, bieder? Vor allem Christoph Mühleisen hat über diese Frage schon intensiv nachgedacht, weil er sie in den Augen von manchen neuen Bekannten gelesen hat, wenn sie erfuhren, dass er sich nicht nur zu Weihnachten an die Kirche erinnert. »Aber nein, ganz ehrlich«, sagt er. »Langeweile konnte ich eigentlich wirklich nicht entdecken.« Solche Vorurteile würden nur Leute hegen, die ihn nicht kennen: »Die anderen wissen, dass man mit mir jeden Spaß machen kann!«

Oder zumindest fast jeden. Denn für Michael und Christoph gehört es zu ihrem Leben, die Gebote Gottes

zu beachten. Wie das konkret aussieht? Sie drehen keine krummen Dinger und sind nicht für Streiche zu haben, die anderen Menschen schaden. Alkohol- und Drogen-Partys finden ohne sie statt. Zu ihrem Christsein gehört, nicht schlecht über andere Menschen zu sprechen oder sie zu verspotten. Ehrlichkeit ist ihnen wichtig – und auch die anderen Gebote.

Der 23-Jährige ist bereits verlobt. Auch in dieser Partnerschaft will der junge Mann Gottes Gebote beachten. Zusammen mit seiner Partnerin hat er beschlossen, mit dem Sex bis zur Hochzeit zu warten.

Lauter Einschränkungen? »Nein«, beteuert Michael: »Im Gegenteil, mein Glaube gibt mir Kraft. Ich kann besser leben, wenn ich mich an die Gebote halte!« Sie seien nicht zu seinem Schaden, sondern zu seinem Schutz. »Gott hat mich dadurch vor vielem bewahrt«, ergänzt Christoph, »Drogensucht, Alkoholismus – wer weiß, wo ich sonst stünde!« Gelegenheiten abzurutschen gebe es heute viele!

Viel zu viele. Es sei schmerzlich, den Werteverfall seiner Generation mitanzusehen. »Das ist echt hart, wie Jugendliche auf der Suche nach einer vermeintlichen Freiheit sich selbst kaputtmachen.« Wenn Menschen sich selbst zum Gott machen, ende das in Selbstvernichtung, glaubt Christoph.

Ein Leben nach den Geboten Gottes. »Das klappt natürlich leider nicht immer«, sagt Michael. »Aber wenn ich scheitere und dann meine Schuld bekenne, vergibt Jesus mir.«

Michael und Christoph finden ihr Leben spannend. Sie betrachten jeden neuen Tag als Abenteuer. Dabei sei es nicht so, dass es in ihrem Leben keine Probleme gebe. »Wir haben die gleichen Probleme wie alle anderen in unserem Alter«, betont Michael. »Aber ich kann die Probleme durch meinen Glauben lösen. Ich darf auf Gott vertrauen. Er kann für mich etwas Schlechtes in etwas Gutes verwandeln.«

»What would Jesus do?« Diese Frage stellen sich die beiden Heidenheimer in den verschiedenen Situationen, mit denen sie konfrontiert werden. Zur Erinnerung trägt Michael sogar ein Armband, auf dem die Buchstaben »WWJD« aufgedruckt sind.

Bei der Suche nach der Antwort auf diese Frage hilft ihnen die Bibel. Dieses Buch habe die Botschaft der Wahrheit, glauben die jungen Männer. Erleichtert ist Michael, weil er seinem Leben nicht selbst einen Sinn geben muss. Er wisse, dass er nicht irgendetwas Großes aufbauen müsse, um bedeutend zu sein. Michael will in seinem Leben nicht auf Dinge setzen, die »vergänglich« sind.

Den meisten Menschen fällt auf, dass Christoph »irgendwie anders« ist. Er fühlt sich ausgeglichen und erfüllt. Da kann es ihn auch nicht aus der Ruhe bringen, wenn wieder einmal jemand über seinen Glauben spottet.

Vom Räuber zum Pastor

Das Foto zeigt einen Mann, umringt von Kindern. Er trägt einen großen Karton voller frischer Brötchen, Frühstück für die Kleinen, deren Eltern den ganzen Tag in den staubigen Straßen Limas unterwegs sind, um mit dem Verkauf von Plastiktüten oder dem Tragen von Baumaterial ein bisschen Geld zu verdienen.

Das heißt, oft sind es nur die Mütter, die versuchen, ihre Kinder auf diese Weise durchzubringen. Die Männer, die hier leben, sind häufig dem Alkohol verfallen. Mancher geht einfach fort und lässt seine Familie allein zurück in den überquellenden Elendsgebieten.

Was die Menschen in die Slums der Millionenstadt Lima lockt, ist die Hoffnung auf Arbeit und ein besseres Leben. Doch diese Hoffnung stirbt bald nach der Ankunft. Was dann bleibt, ist ein Leben in bitterster Armut in selbst gebastelten Hütten aus Wellblech, Stroh und Steinen. Oft reicht das Geld nur für eine Mahlzeit pro Tag. Ein karges Mahl, das selten ausreicht, die Mägen der Kinder zu füllen.

Der Mann auf dem Foto, der gerade die Frühstückbrötchen verteilt, heißt Angel Barrientos. Er war selbst eines dieser Kinder.

Der Vater droht, die Mutter weint. Es geht um Geld. Der Mann hält seiner Frau ein Messer vors Gesicht: Szenen wie diese gehören zu den ersten, tief gehenden Kindheits-Erinnerungen von Angel Barrientos.

Er ist gerade zehn Jahre alt, als sein alkoholkranker Vater verhaftet und zu acht Jahren Gefängnis verurteilt wird. Angel ist der Zweitälteste von sechs Kindern. Die Mutter verdient als Straßenhändlerin Geld für das tägliche Essen. Die Kinder sehen wenig von ihr. Meist ist sie unterwegs. Für besondere Zuwendung oder gar Erziehung bleibt keine Zeit. Die Not der Familie ist groß. So wie in den unzähligen anderen Hütten.

Den ganzen Tag sich selbst überlassen, streunt Angel durch die Straßen und schließt sich einer Gruppe anderer Kinder an, denen es genauso geht wie ihm. Die Gruppe vermittelt ein Gefühl von Gemeinschaft, ein Gefühl von Stärke. Mit zwölf Jahren beginnt Angel zu trinken und zu stehlen. Ein Einkaufszentrum wird sein bevorzugtes Aktionsgebiet. Hier lernt er, Brieftaschen zu klauen.

Seine Mutter bemerkt zwar die Veränderung an ihm, doch sie ist hilflos. Alle Bitten und Ermahnungen interessieren ihn nicht. Eines Tages kommt er nicht mehr nach Hause. Die Mutter sucht ihn tagelang, bis sie ihn endlich findet – im Gefängnis.

»Als sie schmerzerfüllt und tränenüberströmt vor mir stand, fühlte ich wohl momentan Gewissensbisse, aber keine Reue«, erzählt Angel. Kaum ist er wieder frei, fällt er in seine alte Lebensweise zurück, bis er wieder erwischt und vor ein Jugendgericht gestellt wird.

Die nächste Station ist eine Besserungsanstalt. Hier fasst der Jugendliche den Entschluss, sein Geld künftig auf ehrliche Weise zu verdienen – mit Arbeit.

Nach seiner Entlassung verkauft der 14-Jährige Zeitungen, putzt Schuhe und schuftet bei einem Bauern auf dem Feld. Doch das Arbeiten erscheint ihm bald zu mühsam. Er hat ja bereits die Erfahrung gemacht, dass man auch schneller und bequemer an Geld gelangen kann.

Erst sind es wieder Diebstähle, dann Raubüberfälle. Bei einem der Überfälle töten zwei seiner Freunde einen Menschen. Die Freunde werden verhaftet, der Rest der Bande taucht eine Zeit lang unter. Dann wechseln sie das Metier und beginnen mit Einbrüchen in die Häuser der Wohlhabenden. Dabei wird wieder ein Mensch getötet.

Der Freund, der den Mord begangen hat, wird von der Polizei verhaftet. Angel entkommt zunächst und taucht wieder einmal unter. Schließlich stellt er sich jedoch. Weil er noch minderjährig ist, landet er erneut in einer Besserungsanstalt. Hier nimmt er sich wieder ernsthaft vor, sein Leben zu ändern.

Doch es ist zu spät. Längst ist er dem Alkohol verfallen. Kaum aus der Anstalt entlassen, hat ihn die Sucht wieder im Griff. Vormittags arbeitet er zwar, doch nachmittags geht er seinen alten »Geschäften« nach. Um die Sucht finanzieren zu können, bestiehlt er nun sogar seine eigene Mutter und verachtet sich gleichzeitig dafür. »Ich ekelte mich vor mir selber«, sagt Angel.

Er will es nicht, dieses Leben. Er will nicht so sein, wie er ist – und kann doch nicht anders. »Wie kann irgendjemand mich jetzt noch lieben«, fragt er sich,

»wenn nicht einmal ich selbst es noch mit mir aushalte?« Hass wächst in ihm heran, wie er dort steht, mitten im Scherbenhaufen seines eigenen Lebens.

Doch dann geschieht das Wunder: Angel Barrientos erfährt, was Jesus für ihn getan hat und dass er für ihn, den Schuldigen, und für seine Sünden am Kreuz starb. Er begreift, wie sehr Gott ihn, den kleinen Verbrecher, liebt – trotz all dem, was in seinem Leben bereits vorgefallen ist. Jesus liebt ihn – ihn, den alkoholkranken, rücksichtslosen, jähzornigen, unbedeutenden Angel Barrientos. Angel geht das Wagnis ein, diesem Jesus sein Leben anzuvertrauen. »So bin ich Jesus Christus begegnet«, bezeugt der Südamerikaner. »Tiefer Frieden und ein überwältigendes Gefühl von Geborgenheit erfüllten mich. In diesem Moment erfuhr ich, was wirkliche Liebe ist!«

Nach dieser Erfahrung beschließt er, künftig nur noch für Jesus zu leben, denn schließlich verdankt er ihm sein neues Leben. Von nun an arbeitet Angel tagsüber, und abends besucht er ein Bibelinstitut. Mittlerweile ist er Schul-Pastor an der Johannes-Gutenberg-Schule in Lima – und die Schatten der Vergangenheit verblassen.

»Es ging nur noch ums Überleben«

Er stand ganz weit oben auf der Favoriten-Liste von Teamchef Rudi Völler. Vermutlich hätte er auch im Finale der Fußball-Weltmeisterschaft 2002 gegen die brasilianische Mannschaft mitgemischt, verrät die Homepage seines Vereins Borussia Dortmund – der Stürmer Heiko Herrlich. Doch dann kam alles anders. Eine vernichtende Diagnose machte alle Pläne zunichte: Krebs! In Gesprächen mit der Presse erzählte der Sportler von seinen Erfahrungen in dieser schweren Zeit.

Seine ersten Bundesliga-Tore schoss Heiko Herrlich für Bayer Leverkusen. Während seiner Zeit bei Borussia Mönchengladbach wurde er Nationalspieler. 1995 schoss er die Borussen vom Niederrhein zum DFB-Pokalsieg und wurde Bundesliga-Torschützenkönig. Nach Dortmund wechselte er für die damalige Rekord-Ablösesumme von elf Millionen Mark.

Im Herbst 2000 dann erste Alarm-Signale – bei dem Profisportler traten unerklärliche Sehstörungen auf. Verschiedene Untersuchungen folgten. Am 9. November 2000, der Tag, an dem eigentlich Verhandlungen über eine Vertragsverlängerung mit der Dortmunder Vereinsführung stattfinden sollten, erfuhr Herrlich die schockierenden Untersuchungsergebnisse. Die Ärzte diagnostizierten einen bösartigen Tumor am Mittelhirn. »Okay, operieren wir eben«, habe er zu den Medizinern gesagt, erinnert sich der Stürmer. Erst als die Ärzte ihm dann erklär-

ten, dass man den Tumor nicht einfach »wegoperieren« könne, sei ihm klar geworden, wie ernst es um ihn stand.

Von diesem Augenblick an habe Fußball für einige Monate keine Rolle mehr in seinem Leben gespielt. »Es ging nur noch ums Überleben!«, erzählt der Sportler. Die Ärzte ordneten eine Strahlentherapie an. Es folgten sechs harte Wochen in der Heidelberger Uni-Klinik. Mit allen Nebenwirkungen: ständiges Erbrechen und Haarausfall. Seitdem weiß Herrlich aus eigener Erfahrung, was Krebspatienten aushalten müssen.

Obwohl er als Profifußballer daran gewöhnt sei, mit Verletzungen und Schmerzen umzugehen, habe er feststellen müssen, dass die Strahlentherapie doch noch um einiges schwerer war, als er erwartet hätte.

Am 14. März 2001 jedoch konnte er in einer Pressekonferenz den Erfolg der Therapie bekannt geben. Bei den Nachuntersuchungen fanden sich keine Krebszellen mehr.

Am 22. November 2001 erzielte er in Kopenhagen für Borussia Dortmund seinen ersten Treffer nach der überstandenen Krankheit. Der Verein hatte seinen Vertrag trotz der Krebsdiagnose verlängert. Auch in der Bundesliga kam Herrlich im Saisonverlauf bereits wieder zum Einsatz. Er verpasste jedoch das Finale nach einem Trainingsunfall im Mai – beim Zusammenstoß mit Sunday Oliseh brach er sich das Nasenbein, das Jochbein und den Kiefer.

Die erste Pressekonferenz nach seiner Strahlentherapie nutzte der Erfolgskicker, um seinen Dank loszuwerden. An erster Stelle dankte er Gott, und dann allen Menschen, die im Gebet an ihn gedacht hatten. Als die Journalisten wissen wollten, wie er reagiert habe, als er von seiner Krankheit erfuhr, sprach Herrlich von Zweifeln, Ängsten und Tränen, aber auch von der erstaunlichen Tatsache, dass die ersten Tage nach der Diagnose zu den glücklichsten Tagen in seinem Leben geworden seien. »Ich hatte zwar Angst und heulte erst einmal, aber dann konnte ich Jesus für mein bis dahin wunderschönes Leben danken!«

Heiko dankte für seine Frau, für seine Jugend, für seine Eltern und alles Schöne, was er bisher im Leben erfahren durfte. Ihm wurde bewusst, dass es auf jeden einzelnen Tag ankommt und nicht darauf, noch vierzig Lebensjahre vor sich zu haben.

Und dann rief er alle Menschen an, denen er einmal Unrecht angetan hatte, und räumte Dinge, die noch zwischen ihnen standen, aus. Er entschuldigte sich für Fehler. »Als ich mit mir und vor Gott im Reinen war, begann die schönste Woche meines Lebens!« Es ging nur noch darum, die Menschen um ihn herum glücklich zu machen. Alles Materielle spielte auf einmal keine Rolle mehr.

Erst als die ersten positiven Ergebnisse kamen und Heiko langsam wieder anfang, Pläne zu schmieden, begann auch der Alltag wieder. »Aber ich werde nie in meinem Leben vergessen, wie Gott mich durch die bisher schwerste Woche meines Lebens getragen hat!«

Menschen, die an einer ähnlichen Erkrankung leiden wie er, möchte er Mut zusprechen. Doch eines ärgert ihn sehr: Wenn jemand in schlechten Zeiten mit Gott hadert, obwohl er in guten Zeiten nichts von ihm wissen wollte.

Sehnsucht nach Zuhause

Peter Schumann* ist erst 22 Jahre alt und hat dennoch bereits genug erlebt, um damit Bücher füllen zu können. Am Anfang standen die Neuapostolische Kirche und der dominante Vater, der versuchte, den Glauben in seinen Sohn hineinzuprügeln. Jeden Sonntag die gleiche Wahl: Kirchgang oder Schläge. Oder erst Prügel und dann Kirchgang. Weil der Vater fand, er sei das dem Schöpfer der Welt schuldig. Aber vor allem wohl sich selbst, vermutet Peter: Damit er ungestört auf dem Sofa liegen und den Vormittag in Bier ertränken konnte, während die Kinder im Gottesdienst saßen.

Wenn der Vater betrunken war, wurde er aggressiv. »Er war eigentlich ständig betrunken«, ergänzt Peter. Manchmal stand dann die Polizei vor der Wohnung. Und die Kirchengemeinschaft, in der jeder jeden kannte, hatte wieder neuen Stoff zum Tuscheln. Tuscheln mit Distanz. Man habe sich fern gehalten von ihm, sagt Peter. Die anderen Kinder seien wohl angehalten worden, ihm aus dem Weg zu gehen, so seine Vermutung. Weil es »so asozial« zugeht in seiner Familie.

Und überhaupt: Bei dieser Mutter?! Von Anfang an sei seine Familie schief angesehen worden, glaubt der junge Mann, weil sich der Vater für eine Frau entschieden habe, die von der Gemeinde nichts wissen wollte, eine »Ungläubige«.

* Name vom Verlag geändert

Immer sei er deshalb ein Außenseiter gewesen. Das hat er bis heute nicht vergessen, und es hat Enttäuschung hinterlassen. Irgendwie habe er als Kind immer auf Hilfe von »der Kirche« gehofft – »weil das doch ihre Aufgabe gewesen wäre«.

Irgendwann hatte Peters Mutter die Nase voll von ihrer Ehe und ging. Ihre Kleider nahm sie mit, ihre beiden Söhne ließ sie zurück. Sechs Jahre alt war Peter damals. Das Jugendamt kam. Peter ließ man beim Vater, den kleinen Bruder steckten sie in ein Heim.

Über seine Mutter verliert der junge Mann kein böses Wort. Weil er es ja verstehen könne, dass sie es nicht mehr ausgehalten hat. Dass sie erst ihr eigenes Leben in Ordnung bringen wollte und dabei keine Kinder brauchen konnte. Sagt er.

Aber gewartet und gehofft hat er doch. Darauf, dass sie wiederkommt – irgendwann vor der Tür steht und ihn holt. Ihn und seinen kleinen Bruder, für den sich der Vater nicht interessiert und den Peter deshalb jahrelang nicht wiedersieht. Erst vor zwei Jahren, nach hartnäckigem Drängen, hat Peter vom Jugendamt wenigstens die Adresse des Heims bekommen, in das sein Bruder damals gebracht wurde. Sein Bruder lebt noch immer dort.

Die Mutter hat ihre Jungs nicht mehr zu sich geholt. Sie fand einen neuen Mann, hat neue Kinder. Peter wollte sie vor einigen Jahren wenigstens besuchen, aber sie hat das Treffen abgelehnt. »Bestimmt, weil es ihrem Mann nicht recht gewesen wäre«, nimmt er die Mutter wieder in Schutz.

Als sie ging, übertrug der Vater die anfallende Hausarbeit seinem sechsjährigen Sohn. Es wurde ein trauriges Zuhause. Ein Ort, wo es fortan nichts mehr zu feiern gab, nicht einmal Weihnachten oder Geburtstage.

Als Peter zehn wurde, begann er zu klauen und jagte ein Auto in die Luft. Das Jugendamt schreckte auf und schickte eine Mitarbeiterin vorbei. Da sei es zu Hause eine Zeit lang besser geworden. Bis die Frau den Beruf wechselte und die Akten wohl unbemerkt im Regal der Nachfolgerin verstaubten. Da wurde es wieder schlimmer.

In Peter wuchsen Widerstand und Zweifel. Er glaubte nicht mehr alles, was man ihm sagte, begann Fragen zu stellen, zu kritisieren, in dem Bereich, der ihn am meisten tangierte – das war die Neupostolische Kirche, weil es sonst für ihn praktisch keinen Kontakt zur Außenwelt gab.

Er fand Dinge in der Glaubensrichtung der Neupostolischen Kirche, die er nicht verstand. Er las in der Bibel, hatte Fragen und bohrte nach bei den Antworten, die er vom Vorsteher der Kirche bekam. Bis es dem Mann irgendwann zu viel wurde. »Da hat er gesagt, ich solle aufhören, in der Bibel zu lesen, weil ich den Geist nicht habe, das zu verstehen.« In der Gemeinde sei es ohnehin nicht erwünscht gewesen, sich eigene Gedanken über den Inhalt der Bibel zu machen. »Weil man sonst in Teufels Hände geraten kann!«, erinnert sich Peter an die Warnung des Vorstehers.

Der Vorsteher sei aber dennoch der Einzige gewesen, der ihn nicht abgewiesen habe. »Bei ihm habe ich mich immer wohl gefühlt«, meint Peter. Also legte der 14-Jährige folgsam die Bibel beiseite. Zur Belohnung und als Ersatz gab es ein Geschenk: ein Lexikon. Darin könne er lesen, wenn er Antworten suche.

Das Leben ging weiter. Peter beendete die Schule, den Realschul-Abschluss schaffte er nur mit Mühe. Er war 16, als er das erste Mal den Zeugen Jehovas begegnete. Da stand ein Mann mit dem »Wachturm« in der Fußgängerzone. Peter rief ihm zu: »Du Zeuge des Mofas!« Nur so, um zu beleidigen. Doch der »Zeuge« ließ sich nicht beleidigen. Statt wütend zurückzuschimpfen, sprach er den Jugendlichen freundlich an. Sie redeten zwei Stunden miteinander, und endlich hatte Peter jemanden gefunden, der ihm alle Fragen beantwortete. »Danach war ich richtig glücklich«, erinnert er sich.

Die Zeugen Jehovas begannen, mit ihm die Bibel zu studieren. Mit 18 Jahren zog Peter nach Reutlingen, wo er seine Wunschausbildung zum Altenpfleger begann. Vom Vater war er inzwischen verstoßen worden, weil er der Neuapostolischen Kirche den Rücken gekehrt und sich zu den Zeugen Jehovas bekannt hatte.

Dafür hießen ihn die Zeugen mit offenen Armen willkommen, nahmen ihn bei sich auf – »so wie ich war«. Plötzlich sei seine Vergangenheit unwichtig gewesen. Es war, als habe er endlich einen Ort gefunden, den er »Zuhause« nennen konnte.

Peter war fasziniert von dem, was die Zeugen leisteten, von ihrem unentgeltlichen Einsatz – wo doch trotzdem keiner sicher sein konnte, hinterher zu den Geretteten zu zählen. Der Jugendliche nahm sich vor, ebenfalls ein guter Zeuge zu werden.

Doch zum Zeugen wird man nicht so einfach nebenbei. An drei Abenden pro Woche traf man sich zu Versammlungen. Dazu kamen Wochenendseminare und der Predigtendienst – die Verkündigung der Frohen Botschaft an fremden Haustüren und an der Straßenecke. Zur Vorbereitung gab es Rollenspiele und Rhetorik-Kurse. »Wir haben auswendig gelernt, was wir auf ausweichende Sätze wie ›Ich habe jetzt keine Zeit‹ oder ›Ich interessiere mich nicht für Glaubenssachen‹ sagen sollten«, erzählt Peter.

Der Einsatz für Kirche und Glaube nahm fast die komplette Freizeit in Anspruch. Doch die vielen Treffen seien für einen Zeugen keine Last, sondern eine Ehre. Heute sieht der 22-Jährige jedoch vor allem den Druck, der dahinter stand. Wer zu einer Versammlung nicht kommen konnte, von dem wurde eine Begründung erwartet. Keine Zeit? »Wer keine Zeit für die Versammlung hat, hat keine Zeit für Gott«, zitiert Peter die Überzeugung dieser Kirche.

Dann die Zahlen, um die sich alles gedreht habe: Wie viele Mitglieder zu welcher Versammlung kamen, wer wann wie viele Stunden die Frohe Botschaft verkündigt hat.

»Verfehlungen« musste er vor den Ältesten bekennen.
»Schwere Verfehlungen kommen vor das Rechtsko-

mitee«, erinnert sich Peter. Das Komitee entscheidet dann, ob dem Sünder »die Last einer Verantwortung« abgenommen wird, weil er sich »in geistiger Hinsicht noch als zu schwach erwiesen hat«. Sprich: »Ob er beispielsweise keinen Predigtendienst mehr leisten oder bei Versammlungen nur noch zuhören darf«, so Peter. Ehebruch, mehrmalige Trunkenheit, mehrmaliges Lügen, Stehlen oder schlicht »zügelloser Lebenswandel« gelten als solche schweren Verfehlungen, laut dem Leitbuch der Zeugen.

Zeigt sich der Sünder nicht reuig, wird ihm die Gemeinschaft entzogen: »In Treue gegenüber Gott sollte niemand in der Versammlung solche Personen grüßen«, heißt es dazu im Leitbuch. Und weiter: »Selbst Blutsverwandte, die mit einem Verwandten, dem die Gemeinschaft entzogen worden ist, nicht in derselben Wohnung leben, meiden (...) den Kontakt mit einem solchen Verwandten, soweit wie möglich.« Es besteht auch kein Grund, einem Kind oder Ehepartner, dem die Gemeinschaft entzogen wurde, zuzuhören, wenn der Betreffende versucht, sich zu rechtfertigen, warnt das Buch.

Die Gemeindemitglieder werden darin außerdem aufgefordert, andere zu denunzieren. Wer von der »Verfehlung« eines Gemeindemitglieds erfährt, den soll »die Loyalität gegenüber Jehova und seinem Sohn und die Liebe zu den Brüdern bewegen, das Rechtskomitee darauf aufmerksam zu machen«, heißt es in den Vorschriften. Das helfe dem Übeltäter.

Selbst innerhalb der Familie gilt: »Eltern, die Gott und ihre Brüder lieben, werden es nicht verheimli-

chen oder entschuldigen, wenn ihre Kinder fortgesetzt oder auf abscheuliche Weise sündigen«, heißt es im Buch.

Zahlen, Vorschriften und Kontrollen, unter denen der Gläubige schließlich zum Diener der Organisation statt zum Diener Gottes wird, glaubt Peter heute. Damals jedoch konnte er an den Vorschriften nichts Negatives erkennen.

Stattdessen faszinierte ihn, wie glücklich und freundlich die Zeugen offenbar miteinander umgingen. Und obwohl er heute gegen die Gemeinschaft kämpft, gibt er ehrlich zu: »Sie haben mir Liebe entgegengebracht.«

Liebe. Das erste Mal in seinem Leben. Und plötzlich konnte er genau das nicht mehr ertragen. Als er all die heilen Familien sah, fragte er sich, warum es bei ihm nicht auch so hatte sein können. Er bekam Depressionen. Und wieder hoffte er auf die Hilfe der Glaubensbrüder. Aber man sagte ihm, Depressionen seien ein Zeichen von Glaubensschwäche. Und so bekam er keine Hilfe, sondern nur den Rat zu beten.

Er betete. Mehr denn je. Doch seine Traurigkeit wuchs. Er verfiel in Kaufrausch, nahm mit, was ihm in die Finger kam, bis die Schulden auf für ihn unbezahlbare 10.000 Mark angewachsen waren und er nicht einmal mehr etwas zu essen kaufen konnte. Es folgte der erste Selbstmordversuch.

Da kramte das Jugendamt wieder die alte Akte hervor. Peter wurde in die Evangelischen Jugend-

heime geschickt und bekam drei Wochen Türkei-Urlaub spendiert. Danach brach er sein Altenpflege-Praktikum ab und zog in eine betreute Wohneinrichtung.

Die Zeugen waren entsetzt. Wie er sich mit der Diakonie einlassen könne, mit der evangelischen Kirche, die als »Babylon« alles Böse in sich verkörpere? Peter weigerte sich jedoch, das Betreuungsprogramm zu verlassen. »Dafür durfte ich fortan nicht mehr zum Predigtendienst, und mir wurde die Taufe verwehrt, die mich erst wirklich zum echten Zeugen gemacht hätte.« Getauft – und damit offiziell in die Gemeinschaft aufgenommen – wird nur, wer sich als »würdig« erweist. Peter durfte zwar weiter zu den Versammlungen kommen, aber er musste schweigen. Statt Liebe bekam er nun die Strafsanktionen der Organisation zu spüren.

Die Rückstufung traf den jungen Mann hart. Die »Zeugen« waren seine Familie, sein Leben geworden, und plötzlich gehörte er nicht mehr richtig dazu. Die Depressionen nahmen weiter zu. Als die Erzieher merkten, wie abhängig Peter von dieser Gemeinschaft war, verboten sie den Kontakt zu den »Zeugen«. Da traf man sich eben heimlich.

Noch ein Selbstmordversuch. Inzwischen war Peter 20 Jahre alt – und noch immer auf der Suche nach einer Heimat. Erst einmal wollte er nichts mehr vom Glauben wissen. Statt zu beten, rauchte er lieber mit anderen Berufsschülern Haschisch. Bald nach dem zweiten Selbstmordversuch hörte er im Radio von einem Missionar, der erzählte, dass Jesus frei

macht. Da wurde etwas in ihm geweckt, eine Sehnsucht nach dieser Freiheit. Er wandte sich Jesus zu, bekannte seine Verlorenheit und sein Gebundensein – seine Unfähigkeit, das eigene Leben in den Griff zu bekommen, und vertraute Jesus sein Leben und seine Zukunft an. Und tatsächlich waren die Depressionen plötzlich verschwunden, auch die Abhängigkeit von den »Zeugen«.

Peter genoss die neue Freiheit. Doch nun fühlte er sich zwar frei von den Lasten der Vergangenheit, die Sehnsucht nach einer Familie blieb aber ungestillt. Dieses Zuhause fehlte immer noch. »Da habe ich Gott eine Bedingung gestellt«, schmunzelt Peter. »Gib du mir eine Familie«, forderte er. Kurz nach diesem Gebet bot sich ein ehemaliger Klassenkamerad an, ein »Patenonkel« für ihn zu sein. Die Familie dieses Klassenkameraden, die auch Christen waren, begrüßte Peter dann auch gleich als neuen Sohn. Auch eine Ladeninhaberin, bei der er einmal ein Praktikum gemacht hatte, nahm ihn wie einen Sohn auf. »Seither«, sagt Peter, »habe ich zwei Familien.«

»Eigentlich hatte ich Gott bereits zu den Akten gelegt ...«

»Irgendwie schien ich fürs Pech geboren zu sein, denn fast alles, was ich anfang, misslang. Ob es sich um meine Kindheit, meine Jugend, meine Ausbildung, meinen Beruf, meine Ehe oder letztendlich gar um meine Gesundheit handelte ...«

Inge Grein-Feil sitzt mit übereinander geschlagenen Beinen im Wohnzimmer des ehemaligen Bauernhauses im schwäbischen Demmingen, trinkt Kaffee und blättert in alten Tagebuch-Aufzeichnungen. Die Standfahrräder, die sonst dort stehen, wo üblicherweise ein Wohnzimmertisch seinen Platz haben sollte, sind vorübergehend hinter das Sofa verfrachtet worden. Jeden Morgen wird hier in die Pedale getreten – für die Fitness.

Außer zum Radfahren wird das Zimmer eigentlich nicht genutzt. Der Raum ist aber sehr praktisch, um Dinge zwischenzulagern, die man vielleicht einmal für irgendwelche sozialen Einsätze brauchen kann, wie die Zweite-Wahl-Bücher, die in einer Ecke gestapelt sind. Deshalb wirkt das Wohnzimmer wie eine Mischung aus Abstellkammer und übergroßem Umzugskarton. Aber gemütlich.

Manche Zitate fallen ins Auge zwischen all den dicht beschriebenen Seiten des Tagebuchs. Die Notizen stammen aus dem Jahr 1984. 14 Tage hat Inge Grein-Feil anfangs daran geschrieben. Fast am Stück, ohne Schlaf, sagt sie, aufgeputscht von Tabletten und

einer unbändigen Lebensfreude. Sie hat die Gedanken, die ihr damals durch den Kopf gingen, schriftlich fixiert, sortiert und dann als kleines Büchlein drucken lassen.

Es war der 6. Juni 1984, der Tag, an dem sie ins Leben zurückkehrte, urplötzlich, von einer Minute auf die andere. Vorher hatte sie noch getobt, den neuen, endgültigen Bescheid über ihre schwere Krankheit in den Händen gehalten, hatte in ihrer Verzweiflung den Lebensgefährten aus der gemeinsamen Wohnung geekelt.

Inmitten der rasenden Schmerzen war sie dann plötzlich weg, die Angst – die quälende, lähmende Angst vor der Zukunft und davor, was aus ihr werden sollte. Die Angst, die in sie hineingekrochen war, gleich nach der ersten Diagnose zwei Jahre zuvor, die sich festgesetzt und ausgebreitet hatte im Laufe der Monate, bis sie alle Bereiche ihres Seins durchdrungen hatte. Bis Inge Grein-Feil schließlich nicht einmal mehr wagte, ihren kleinen Hund vor die Tür zu lassen, aus Panik, es könnte ihm etwas zustoßen. Ihre Angst war bis dahin bereits so angewachsen, erinnert sich ihr Lebensgefährte Siggi Feil, »dass keine Existenz mehr möglich war«.

Eine halbe Stunde dauerte es. So lange durchströmten sie Gedanken und Empfindungen, die sie zwar nicht zuordnen konnte, die ihr aber Ruhe brachten. Als Siggi Feil wiederkam, stand er einem neuen Menschen gegenüber. »Es war greifbar«, erinnert er sich, »fast unheimlich.« Denn die beklemmende

Situation – ihr kranker Körper, die erschreckende Diagnose und die ungewisse Zukunft – all diese Umstände waren ja unverändert geblieben.

Die Änderung kam von innen. Inge Grein-Feil hatte in dieser halben Stunde Jesus kennen gelernt. Wie das geschah, kann Inge Grein-Feil selbst nicht recht erklären. Sie saß da, inmitten ihres Unglücks, wütend und verzweifelt – und plötzlich wusste sie: Jesus lebt. Von einem Moment auf den anderen war diese Gewissheit in ihr: »Jesus lebt und er liebt mich! Er sieht meine Not. Er ist bei mir.« Ein Gefühl der Geborgenheit begleitete diese Erkenntnis:

Jesus lebt! Die plötzliche Gewissheit überraschte Inge Grein-Feil selbst am allermeisten. Schließlich hatte sie stets versucht, für alles und jedes eine rein rationale Begründung zu finden, nur zugelassen, was »mit dem Kopf« zu begreifen war. Ständig auf der Suche nach dem Sinn des Lebens hatte sie die Weltliteratur von Sartre bis Hesse durchgewälzt und der Kirche aus Überzeugung den Rücken gekehrt. Gott? Den hatte sie als unauffindbar zu den Akten gelegt. Und doch hatte Gott sich ihr nun persönlich geoffenbart, hatte ihre Not, ihre Hoffnungslosigkeit gesehen und sich ihrer erbarmt – und sie hatte die Rettung Gottes angenommen.

Inge war eine Frau, die nach einem neuen Krankheitsschub wütend zum Telefonhörer gegriffen hatte, um der katholischen Nonne, von der sie in der Ulmer Elisabethenklinik gepflegt worden war, entgegenzuschleudern: »Das haben Sie jetzt von Ihren Scheiß-Gebeten! Jetzt bin ich noch kränker!«

Multiple Sklerose hieß die Diagnose, die der lebenslustigen Frau gestellt wurde. Aber das tue nichts zur Sache, meint sie heute. »Die Krankheit hätte auch Herzinfarkt heißen können, Schlaganfall oder Krebs.« Wichtig sei nur, dass sie krank wurde. Schwer krank. Und dass sie dieser Krankheit ihre Begegnung mit Gott, Rettung aus der Sinnlosigkeit ihres Daseins, Vergebung der Sünden und ein neues Leben verdanke. Der Verlust der Gesundheit sei aus diesem Grund »absolutes Glück« gewesen.

Inge lächelt. Ihr Leben sei heute erfüllt, sie habe die Suche nach dem Sinn beenden können. Noch im Krankenbett liegend, begann sie ihre Idee zu verwirklichen, die Idee, Menschen zusammenzubringen, damit nicht mehr länger jeder für sich seine Probleme zu tragen hat.

Ein Jugoslawien-Urlaub wurde abgesagt, von dem Geld kauften Inge, ihr Mann und ihr Sohn einer Freundin einen Treppenaufzug, damit sie mit dem Rollstuhl leichter in den ersten Stock ihrer Wohnung kam. Mit dieser ersten privaten Hilfsaktion war die Aktion »Freunde schaffen Freude« geboren, aus der bald ein Verein entstand. Der Verein bringt seitdem Behinderte und Nichtbehinderte, Kranke und Gesunde zusammen. In einer rücksichtsvollen Gemeinschaft werden »Restmöglichkeiten« und Talente gefördert. Menschen in Not erfahren unbürokratische Hilfe. Es gibt gemeinsame Gruppenabende, Freizeitaktivitäten und Feiern. In Eigenregie ist inzwischen ein Neubau als Begegnungsstätte entstanden, in dem regelmäßig kulturelle Veranstaltungen stattfinden. Der Verein finanziert sich durch Spenden und ehrenamtliches Engagement.

Der Kaffee wird kalt. Inge verteilt Kekse, »damit es nicht aussieht, als wären die alle nur für mich«. Dann wirft ein dunkelhäutiger Mann einen Blick ins Zimmer. Inge nickt ihm zu. Ihre Wohnungstür ist immer offen.

Der Mann ist Asylbewerber. Als die »Fremden« vor einigen Jahren ins Dorf kamen, ist Inge zu ihnen gegangen, um sie willkommen zu heißen. Die Verbindung ist bis heute geblieben, obwohl die Asylbewerber längst in anderen Städten leben oder in ihre Heimat zurückgeschickt wurden. Ihr Gast kommt gelegentlich aus dem benachbarten Dischingen auf einen Sprung vorbei, um ihr zu helfen, die Straße zu fegen. »Sein Asylantrag wird vermutlich abgelehnt«, seufzt Inge später, als er es nicht hören kann. Sie sieht auf einmal müde aus, was bei der 53-Jährigen sonst eher selten vorkommt.

Der Glaube an Jesus habe ihr geholfen, mit der Krankheit zurechtzukommen, sonst wäre sie daran zerbrochen, versichert sie. Gleichgültig, ob Bekannte aus der Zeit vor ihrer Krankheit beteuern: Glaube hin, Glaube her, Inge sei schon immer ein Stehaufmännchen gewesen, mit unerschütterlichem Optimismus, nie unterzukriegen. Aber Inge weiß es besser!

Viele der alten Freunde haben sich abgewandt. Weil sie plötzlich so anders war, die revolutionäre Frau von einst, in deren übervollen Bücherregalen sich »linke Literatur« aneinander drängte. Was hatte dort plötzlich die Bibel zu suchen?

Heute merkt man ihr die Krankheit nicht mehr an. Das grenzt fast an ein Wunder – und bedeutet doch

nicht, dass die Probleme für immer der Vergangenheit angehören. MS ist nach wie vor unheilbar.

Trotz ihres neuen Lebensmuts sollte es noch Jahre dauern, bis Inges gesundheitlicher Zustand sich langsam besserte. Doch in all dieser Zeit genoss sie das Leben, genoss es, einfach nur im Rollstuhl zu sitzen, die Natur zu betrachten oder stundenlang in den Himmel zu blicken. Sie lernte, jeden Tag so zu leben, als sei es der letzte.

Inge erinnert sich nicht gern an die Werte, die ihr in ihrer Kindheit und Jugend vermittelt wurden, über sich und über die anderen, die stets eingeteilt wurden in wertvolle und wertlose Menschen. Es sei keine schöne Kindheit gewesen, meint Inge. Die Erinnerungen schmerzen noch immer. Die Einzelheiten bleiben vergraben. Der Satz: »Das kannst du nicht, dafür bist du zu dumm!«, ist so oft gefallen, dass sie ihn noch heute in den Ohren hat. Gefühle nur, Zitate, die sich eingegraben haben und prägen sollten auf dem Weg ins Erwachsenenleben, bis sich durch die Krankheit alles änderte.

Eigentlich wollte sie Sozialpädagogik studieren. Das ging aber nicht, weil die Eltern ihre einzige Tochter nicht fortlassen wollten von daheim. Kunst? Auch das erlaubte der strenge Vater nicht. »Das ist brotlos«, belehrte er die junge Frau. Weil sie aber leidenschaftlich und gut malte, schickte er sie in eine Lehre als Bauzeichnerin.

Für ihn war das das Gleiche. Für seine Tochter nicht. »Es war eine Qual«, stöhnt Inge und schmunzelt:

»Für mich und für die Ausbilderin!« Dazu kam eine gescheiterte, leidvolle Ehe.

Inge liebt Tiere. In einer Ecke ihres Grundstücks dösen ein paar Puten im Schatten der Büsche. Die Puten gehören eigentlich dem Nachbarn. Im Flur steht ein kleiner Napf mit frischer Milch und Katzenfutter für die hungrigen vierbeinigen Besucher.

Zwei Jahre hatte Inge vor diesem einschneidenden Erlebnis am 6. Juni 1984 entsetzlich gelitten. Erste Anzeichen für die tückische Krankheit gab es bereits 1978. Sie bekam Sehbeschwerden, hatte Schmerzen beim Gehen. Doch jedes Mal, wenn sie sich aufraffte, um zum Arzt zu gehen, verschwanden die Probleme. Inge zerknüllte erleichtert das Überweisungsformular und »ackerte weiter«. Erst als sie 1982 kaum mehr einen Schritt gehen konnte und am ganzen Körper zu zittern begann, ließ sie sich untersuchen. Klinikaufenthalte folgten, erste Diagnosen.

Ihr körperlicher Zustand verschlimmerte sich und im gleichen Maße ihr psychisches Leid. Was war aus ihr geworden? Sie, die stets gesprüht hatte vor Aktivität und Spontanität, die durchtanzte Nächte liebte, lustige Gesellschaften, ein Wohnzimmer voller Gäste. Verrückte Reisen hatte sie unternommen, allein durch die Welt, und dabei schon mal spontan ihre Wäsche an irgendeinem Ort zurückgelassen, nur um einer alten Kaffeemaschine als Souvenir im Koffer Platz zu machen. Wer ihrem Tempo nicht folgen konnte, wurde spöttisch mit dem Satz bedacht: »Hinlegen kannst du dich, wenn du tot bist!«

Jetzt musste sie liegen. Und wünschte sich, sie wäre tot – weil sie das Leben so sehr liebte! Ihr langjähriger Lebensgefährte und heutiger Ehemann Siggi Feil litt mit ihr und unter ihr. »Ihm ging es noch schlechter«, glaubt Inge rückblickend, »denn ich hatte das Mitleid der anderen, er aber hatte nichts.«

Alles, was sie bedrückte, gab sie weiter. »Alle Launen warf ich in die Gemeinschaft«, erinnert sie sich. Lieblos und in Selbstmitleid verfallen habe sie vor sich hin vegetiert. »Meine einzige Aufmunterung waren zeitweilige Wutausbrüche. Das Kranksein ermöglichte mir, alle angestauten Enttäuschungen abzureagieren.«

Inge erinnert sich an eine Situation, die sich tief eingepägt hat und ihr bis heute nachgeht: Sie lag im Krankenbett, umringt und bemitleidet von Freunden und Bekannten. Dann fiel ihr Blick auf ihren Lebensgefährten, der allein gelassen und von niemandem beachtet im Hintergrund stand, stumm und blass, am Ende seiner Kräfte.

Er hat immer zu ihr gehalten, die letzten 24 Jahre lang. Hat durchgehalten in den schwersten Zeiten. »Dafür bin ich ihm dankbar«, sagt sie leise.

Dankbarkeit. Was für ein Wort. Als sie unbeweglich im Klinikbett lag, schwor sie sich, künftig immer dankbar zu sein – für jedes Mal, wenn sie allein auf die Toilette gehen kann. Erst wenn man selbstverständliche Dinge verloren hat, lernt man sie schätzen.

Ans Bett gefesselt, waren es vor allem die vielen Kleinigkeiten, die sie vermisste, denen sie zuvor nie Beachtung geschenkt hatte. Dafür schämte sie sich. Warum war sie denn vorher nie glücklich und dankbar gewesen, als sie noch so viel besessen hatte?

Lebensfreude ist lernbar, weiß Inge heute. Mit ihrem Mann hat Inge eine Ausbildung zur Spiel- und Theaterpädagogin absolviert. Sie lieben es, andere zum Lachen zu bringen. Und so kann es durchaus sein, dass man die beiden unerwartet in einer Fußgängerzone wieder sieht. Weil sie Freude in das Leben ihrer Mitmenschen bringen möchten – so wie die Freude durch und bei Gott in ihnen selbst Einzug gehalten hat.

Im Vollrausch vor dem Altar

Manfred Popp, der Popcorn-König. Der Mann, der die Rummelplätze der Region Ostwürttemberg mit Süßigkeiten versorgt. Der Schausteller, dessen Name so gut zu seinen Produkten passt, dass mancher mutmaßt, er sei gefälscht.

Manfred Popp, die nette Nervensäge. Nicht immer, aber manchmal. Popp ist laut und impulsiv. »Völlig ohne Manieren!«, klagen manche. »Schaustellermanieren!«, korrigieren andere spöttisch. Zumindest ist auch bei großem Wohlwollen gelegentlich ein gewisser Mangel an Taktgefühl nicht zu übersehen. Schon gar nicht, was seine Witze angeht, die er immer und überall erzählt. Ernst gemeint ist allerdings seine Selbsteinschätzung: Er beschreibt sich als »sensibel«.

Popcorn-König und Nervensäge. Das ist bekannt. Weitaus weniger bekannt ist Manfred Popp, der Kirchgänger. Was auch immer man mit dem Heidenheimer Schausteller verbindet – auf einer Kirchenbank würde man ihn gedanklich wohl kaum postieren. So kann man sich irren.

Es begann vor rund 30 Jahren. Damals war der Alkohol Pops bester Freund. Ein falscher Freund, wie sich herausstellen sollte.

Anfangs half der Schnaps, locker zu sein. Der Alkohol gab gute Laune und nahm die Angst vor schwierigen Gesprächen. Kaum hatte der Schnaps jedoch

diese Vertrauensrolle übernommen, begann er sich in Popp's Alltag auszubreiten. Er übernahm die Kontrolle in jedem Bereich – auch in der ersten Ehe, die dadurch in die Brüche ging.

Es war eine unschöne Zeit, mit vielen hässlichen Szenen, wie Popp bekennt. Denn gleichzeitig mit dem Alkoholkonsum wuchs der Hass in ihm. In nüchternen Momenten erkannte er das große Elend, das er sich und anderen bereitete. Doch da war es schon zu spät. Der Ausstieg ohne Hilfe gelang nicht mehr. Schließlich stand seine ganze Existenz vor dem Zusammenbruch. Nur noch einen kläglichen Rest hatte der Alkohol von seiner Persönlichkeit übrig gelassen. »Ich litt wie ein Hund«, erinnert sich Popp.

Auf der Flucht vor seinem selbst gemachten großen Elend stürmte er eines Tages in die kleine Kapelle der katholischen Marienkirche in Heidenheim. Im Vollrausch. Vor dem Altar warf er sich auf die Knie und schrie seine Hoffnungslosigkeit, seinen Hass und seine verzweifelte Bitte um Hilfe zum Kreuz hinauf: »Galgensepp! Wenn es dich gibt, so hilf mir doch!«

»Ich war verrückt«, seufzt Popp über die Zeit damals. Aber er habe dort in der Kirche tatsächlich eine Antwort von Jesus bekommen, direkt in sein Herz hinein: »Du hast die freie Wahl. Es ist deine Entscheidung!«

Popp traf seine Entscheidung. Er ließ sich in eine geschlossene Psychiatrie einsperren, freiwillig, zwei

Monate lang, bis die Entzugserscheinungen vorüber waren. Seither hat er keinen Tropfen mehr ange-rührt. Auch den Hass, sagt Popp, habe er abgelegt. Er hat um Vergebung gebeten für das, was er anderen angetan hat. Selbst will er ebenfalls allen Menschen vergeben, die ihm Unrecht tun. »Wenn man vergibt, wird man selbst auch frei. Man spürt, welch eine Last man mit sich herumgetragen hat.« Ihm war klar geworden, dass er Erlösung von seiner Schuld und Rettung von seiner Verlorenheit brauchte. Und er fand sie – bei Jesus Christus.

Popp, der Prediger. Er sagt Sätze wie: »Ich bin heute Morgen mit meinem Jesus aufgestanden!« – und er sagt das so laut und fröhlich, dass es die Passanten auf der anderen Straßenseite hören und sich erstaunt nach ihm umdrehen. »Ich lese die Bibel. Da trifft alles auf mich zu!«, ist noch so ein Satz.

Weil er erfahren hat, wie Jesus noch heute Leben verändern kann, will er den Menschen in seiner Heimatstadt von IHM erzählen, damit auch andere Menschen diese Hilfe erfahren können. Deshalb hat der Schausteller bereits einmal das örtliche Konzert-haus angemietet und die Leute zu einem bunten Programm eingeladen, bei dem der Glaube an Jesus im Mittelpunkt stand. Ein anderes Mal wagte er einen Versuch, dem viele zuerst keine Erfolgsaus-sichten einräumten: Er wollte auf einem Volksfest einen Gottesdienst organisieren. Popp engagierte eine Schlagersängerin, einen Pfarrer und den Chor einer Gemeinde. Dann versprach er als Lockmittel den ersten 100 Gästen Brotzeit-Gutscheine und ver-schenkte Berge von Lebkuchen mit der Aufschrift

»Jesus er-lebt«. Tatsächlich waren die Bierbänke während des Gottesdienstes sehr gut besetzt.

Das Schöne am christlichen Glauben sei, dass man sein Leben ganz der Sorge Gottes anvertrauen könne, findet der Schausteller. »Ich muss nicht mehr verbissen sein, und ich muss mir nicht mehr ständig Sorgen machen.« Als 1999 Orkan Lothar einen 125.000 Euro teuren Verkaufswagen des Schaustellers in Einzelteile zerlegte und die Versicherung sich weigerte, den Schaden zu ersetzen, weil Sturmschäden nicht versichert seien, wäre der »alte« Popp wieder vom Zorn gepackt worden, voll von Rachegeanken gegen den Versicherungsvertreter. Der »neue« Popp jedoch konnte stattdessen nach dem ersten Schock über die Misere sogar lachen: »Lieber Gott, du hast mir gegeben, du hast mir genommen«, kommentierte er. Statt Rachepläne auszuarbeiten, überlegte er, ob die Sache mit dem Sturm ein Hinweis gewesen sein könnte. Vielleicht ein Hinweis darauf, dass in seinem Leben nicht die materiellen Dinge im Mittelpunkt stehen sollten: »Was von Menschen geschaffen wird, kann in Sekunden zusammenfallen«, bilanzierte Popp, »wie am 11. September.«

Zu den wirklich wichtigen Dingen in seinem Leben zählt Popp die Begleitung alkoholkranker Menschen. Er engagiert sich für Betroffene und deren Familien. Damit man ihn leichter identifizieren und ansprechen kann, hat er sich ein passendes Nummernschild für sein Auto ausgewählt: AA – Anonyme Alkoholiker. Seit 1978 gehört er dazu.

Im Laufe der Jahre hat Popp viele Alkoholiker beim »Trockenwerden« begleitet. Seine Schützlinge und

deren Angehörige bekommen seine Telefonnummer, damit sie ihn Tag und Nacht erreichen können. Notfallbesuche nennt er die spontanen Aktionen, die dann mitunter folgen.

Schönreden liegt ihm dabei überhaupt nicht. Was den Alkohol angeht, ist er hart und direkt. Voraussetzung für eine dauerhafte Abkehr vom Alkohol ist in seinen Augen absolute Ehrlichkeit und Offenheit, zumindest im Gespräch mit der Vertrauensperson, die beim Ausstieg helfen soll. Einem, der meinte, nichts über sich und seine Situation erzählen zu können, sagte er schroff: »Gut, dann sauf weiter, bis du das kannst!«

Popp nutzt außerdem Weinfeste und Bierzelte, um Ausschau zu halten nach Menschen, die seine Hilfe brauchen könnten. Er setzt sich zu denen, um die andere einen Bogen machen, und drückt ihnen seine Visitenkarte in die Hand. Wo, wann und wen er anspricht, ist ihm gleichgültig. Das kann der Mann aus dem Obdachlosen-Milieu sein oder die elegante Dame im ICE. Letztere fiel ihm auf, weil sie schon am frühen Morgen ihr drittes Pils leerte. Er setzte sich zu ihr und erzählte, wie es ihm mit Gottes Hilfe gelang, von »dem Zeug« wegzukommen.

»Nur du allein schaffst es, aber du schaffst es nicht allein«, lautet seine Formel. Die elegante Dame nahm seine Visitenkarte kommentarlos entgegen. Ein halbes Jahr später rief sie bei Popp an und bedankte sich für seinen Zuspruch damals im Zug. Sie sei inzwischen Mitglied der Anonymen Alkoholiker und ebenfalls »trocken«.

Streiflichter – Menschen begegnen Jesus

Popp, der ein Herz für Verlorene hat – so wie der Gott, der ein Herz voller Erbarmen für ihn hatte.

Über 40 Jahre hinter Gittern

Eugene Bird war US-Kommandant des Kriegsverbrechergefängnisses in Berlin-Spandau. Der Oberst wurde zum Vertrauten von Rudolf Heß, der bis zu seinem Lebensende in Spandau inhaftiert war. Colonel Bird erzählte der Autorin vom Leben des Gefangenen.

Als sich im Juli 1947 die Gefängnistore hinter den sieben verurteilten Männern schlossen, verloren sie ihre Identität und wurden zu Nummern. Niemals sollten sie mit Namen angeredet werden, lautete die Order. Jeder, der mit den Gefangenen Kontakt hatte, wurde entsprechend instruiert – darunter Eugene Bird, damals Wachoffizier, ab 1964 Kommandant des Gefängnisses, in dem ehemalige Nazi-Funktionäre für ihre grausamen Verbrechen sühnen sollten.

Die Jahre vergingen. Dann hatten vier der sieben Gefangenen ihre vom Nürnberger Kriegsverbrecher-Tribunal verhängte Strafe abgesessen. Drei blieben zurück: die Häftlinge Nummer 5, Nummer 2 und Nummer 7.

20 Jahre nach ihrer Verurteilung öffneten sich auch für Nummer 5 und Nummer 2 die Gefängnistore. Sie erhielten Freiheit und Namen zurück: Albert Speer und Baldur von Schirach. Das war am 30. September 1966, Punkt Mitternacht. Von dieser Stunde an blieb nur noch ein einziger Gefangener zurück in dem gigantischen Komplex, der zur Zeit des deutschen Kaiserreichs für 600 Verbrecher gebaut worden war:

Häftling Nummer 7, der fortan als »der einsamste Häftling der Welt« bekannt werden sollte.

Nummer 7 stand für Rudolf Heß, 72 Jahre alt. Vom Nürnberger Tribunal war der ehemalige Stellvertreter des Führers für die »Beteiligung an der Vorbereitung eines Angriffskrieges« für schuldig befunden und zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Im Hinblick auf die Anklagepunkte »Kriegsverbrechen« und »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« war Heß, der 1941 ohne Hitlers Wissen nach England geflogen war, freigesprochen worden.

Nur das Nötigste durfte mit dem Häftling geredet werden. Fernseher und Radio waren verboten, Zeitung lesen war nur nach Zensur erlaubt. Täglich wurde die Zelle durchsucht und der Häftling abgetastet.

Einmal im Monat hatte Heß das Recht auf Besuch eines Familienangehörigen. Doch weil er seiner Familie nicht als Gefangener gegenüber treten wollte, ließ Heß über 20 Jahre verstreichen, ehe er das Besuchsrecht nutzte und Frau und Sohn wiedersah.

Am 24. Dezember 1969, während eines Krankenhausaufenthalts, fand die erste Begegnung statt. Sie dauerte exakt 34 Minuten, vier Minuten länger als erlaubt. Jedes Treffen wurde nur unter strenger Aufsicht genehmigt. Körperkontakt war verboten, einschließlich Händeschütteln. Selbst der Blumenstrauß, den Frau Heß ihrem Mann mitgebracht hatte, wurde ihr abgenommen und welkte auf dem Schreibtisch des russischen Kommandanten.

Während die Jahrzehnte vergingen und der Häftling ein gebrechlicher, schwer kranker Greis wurde, setzte sich in der westlichen Welt die Meinung durch, dass eine weitere Haft unmenschlich sei. Zu Heß' Fürsprechern zählten Bundeskanzler, Bundespräsidenten und auch Dr. Martin Niemöller, ehemaliger KZ-Häftling sowie Franz Ludwig Graf Schenk von Stauffenberg, Sohn des hingerichteten Hitler-Gegners. Nur: Die Sowjets weigerten sich, eine Entlassung in Betracht zu ziehen. Auch ein kurzer Hafturlaub wurde abgelehnt. Sie bestanden darauf, dass weiterhin alle Vorschriften unverändert streng eingehalten wurden, erzählt Bird.

Dem Wachpersonal selbst erschien der Aufwand schon lange lächerlich, berichtet der Oberst. Denn Heß sei nicht nur der einsamste, sondern auch der teuerste Häftling der Welt gewesen. Er lebte in einer 2,73 x 2,26 Meter großen Einzelzelle, inmitten eines riesigen Gebäudekomplexes mit hundert leer stehenden Zellen, 33 ehemaligen Werkstätten, einem eigenen Gefängnisfriedhof, dem Keller, in dem ein leerer Sarg bereitstand, Waschräumen, Schlafräumen für die Bewacher und einem Bürozimmer. Die leer stehenden Trakte mussten erhalten werden, dazu kamen die Ausgaben für das deutsche Personal, den Koch, die Putzfrauen. Horrende Summen habe die Finanzierung der Wachmannschaften der vier Mächte verschlungen, die jeweils im monatlichen Wechsel einen Offizier und 37 Soldaten stellten, dazu während des ganzen Jahres je einen Kommandanten und mehrere Aufseher.

Über die Höhe der Kosten gibt es unterschiedliche Angaben. Doch wie die »Saarbrücker Zeitung« im

Jahr 1984, anlässlich des 90. Geburtstags von Rudolf Heß, recherchierte, waren allein in den Jahren von 1970 bis 1983 rund 10 Millionen Euro angefallen, bezahlt aus der Steuerkasse.

Zu den Gefängnisvorschriften gehörte, dass keinerlei Einzelheiten über die Situation und Behandlung des Häftlings nach außen dringen durften. So entstanden Gerüchte. Viel wurde spekuliert über den Geisteszustand des Mannes, der bei den Wärtern als Problemhäftling gegolten habe, erinnert sich Bird. Launisch, streitsüchtig, misstrauisch und stur habe Heß sich oft geweigert, aufzustehen oder die vorgeschriebenen Arbeiten zu erledigen. Aber obwohl sich Heß in den Gesprächen über seine Vergangenheit immer wieder auf Erinnerungslücken berufen habe, manchmal glaubhaft, manchmal unglaubhaft, sei er keineswegs geisteskrank gewesen, betont Bird.

Unter Missachtung der Gefängnisvorschriften begann der amerikanische Oberst im Laufe der Jahre, die Biographie und die Lebenssituation von Häftling Nummer 7 aufzuschreiben. Die einzelnen Blätter wurden von Heß gegengelesen und mit seiner Unterschrift abgezeichnet. Bird wurde so zum engsten und einzigen Vertrauten des alten Mannes – und zu einem seiner stärksten Fürsprecher. Bird setzte sich bei jeder Gelegenheit für eine Freilassung ein. Das Buch, das aus den Gesprächen mit Heß entstand, wurde zum Bestseller und erschien in 35 Ländern und 12 Sprachen. Inzwischen wird es nicht mehr gedruckt und ist vergriffen.

Bei allem Einsatz für den Häftling habe er jedoch keineswegs die große Schuld übersehen, die Heß während der Nazi-Herrschaft als Mitgestalter der Nürnberger Gesetze und anderer diabolischer Pamphlete auf sich geladen habe, betont der Amerikaner. Um Missverständnisse auszuschließen, fügt er hinzu: »Ich habe nicht für einen alten Nazi plädiert, sondern für einen gebrechlichen, kranken Mann!«

Dem US-Oberst ist die Nazi-Ideologie ein Gräuel. Er habe erlebt, wie der Hass, den diese Menschen auf ihre Fahnen geschrieben hatten, das deutsche Volk vergiftete. Bird kämpfte als Infanterie-Soldat in der Schlacht um Aachen und überschritt als achter amerikanischer Soldat die Brücke von Remagen.

Als Soldat lernte auch er den Hass kennen – Hass auf seine Gegner, gibt er zu. Aber Hass dürfe nicht die Antwort auf Unrecht sein, denn so entstehe nur eine große Last im Inneren des Menschen. »Einzig das Prinzip der Gnade kann den Hass auflösen und schließlich beseitigen«, meint Bird, der seine ursprüngliche Liebe zum deutschen Volk während der ersten Nachkriegsjahre wiedergefunden hat. Er lebt bis heute in Berlin. »Im Herzen darf kein Platz für Hass sein«, ermahnt Bird bei jeder Gelegenheit seine Mitmenschen.

Doch was in vielen Geschichtsbüchern steht, bestätigt auch der einstige Vertraute von Heß: Dass der Gefangene als alter Mann noch immer unbelehrbar war und Hitler als »seinen Führer« und den »größten Mann, der auf dieser Welt geboren ist« bezeichnet habe. »Hitler war sein Gott«, kommentiert Bird. Erst

als 93-Jähriger habe Heß endlich erkannt, wie falsch sein Glaube gewesen sei – und habe sich davon losgesagt. Dieser Wendepunkt in der Heß-Biographie sei allerdings kaum bekannt geworden und finde sich deshalb nur in wenigen Geschichtsbüchern. Vor dem französischen Gefängniskaplan habe Heß Gott um Vergebung für seine furchtbaren Sünden gebeten und sein Leben in Jesu Hände übergeben, berichtet Bird. Heß habe danach schriftlich – soweit wie möglich – alle Menschen um Vergebung gebeten, denen er Leid und Unrecht zugefügt habe. Außerdem verfasste er ein Memorandum, in dem es heißt: »Ich habe gehört, dass es Leute gibt, Neonazis, New-Age-Anhänger und andere, die mir den Namen Sankt Paulus oder Friedensstifter gegeben haben. Ich verbiete dies!«

Heß starb zwei Wochen nach seiner Bitte um Vergebung – am 17. August 1987 – nach über 40 Jahren Haft. »Selbstmord«, wurde in den Akten notiert. Doch das glaubt der ehemalige Gefängnisdirektor bis heute nicht.

Dem Sumpf aus Drogen und Gewalt entkommen

Christian ist mittlerweile 27 Jahre alt. In Heidenheim würden ihn viele anhand seiner Erzählung wiedererkennen, auch ohne dass sein Nachname genannt werden müsste. Vielleicht ein bisschen zu viele: Einige seiner alten Bekannten könnten sich vielleicht daran erinnern, dass sie mit ihm noch eine Rechnung begleichen wollten. Deshalb bleibt sein jetziger Wohnort ungenannt.

Vor fast genau neun Jahren war es, im Januar 1993, da trug Christian maßgeblich dazu bei, der damaligen Drogenszene in Heidenheim einen empfindlichen Schlag zu versetzen, wie die Heidenheimer Neue Presse vermeldete. Was Christian der Polizei erzählte, löste eine Welle von Gerichtsverhandlungen aus. »Örtliche Drogenszene aufgemischt«, titelte die Heidenheimer Zeitung. Die Szene bedankte sich auf ihre Art, indem sie ein Kopfgeld auf Christian aussetzte.

Das Kopfgeld bereitet Christian heute allerdings keine Sorgen mehr. Er selbst hätte keine Bedenken, seinen vollen Namen und den neuen Wohnort zu nennen. Angst hat er auch nicht, wenn er in Heidenheim Verwandte besucht. »Die Drohungen sind lange her«, wehrt er ab. Man müsse bedenken, welch »kurze Halbwertszeit« in der Drogenszene gelte. Sprich: Inzwischen sei dort längst ein Generationswechsel erfolgt, und die neue Drogen-Generation beschäftige sich mit ihren eigenen, neuen Problemen.

Die Mitglieder der alten Szene hingegen hätten sich in alle Winde verstreut. Die meisten seien wohl völlig abgesackt, bedauert Christian, andere würden seinen Informationen zufolge mehr Zeit im Gefängnis verbringen als außerhalb, manch einer sei in der Psychiatrie gelandet. Und dann gibt es auch noch Fälle, in denen eine Überdosis das Leben beendete. Jedenfalls: »Wut und Rachegefühle lassen ja auch nach mit den Jahren«, meint Christian. Und was das Restrisiko angeht? »Da vertraue ich auf Gott!«

Gott! Gott taucht oft auf in seinem Bericht. Die Mutter sagt, Jesus habe das Leben ihres Sohnes gerettet und ihr Gebet erhört, als sie schon dachte, sie hätte Christian völlig verloren an das Rauschgift, an ein Leben, das ausgefüllt war mit Drogen-Einkaufsfahrten nach Frankfurt, mit Dealen, mit Beschaffungskriminalität, Diebstählen, Einbrüchen und der Angst vor Strafaktionen durch die Chefs der Szene. Christian war mittendrin im Sumpf.

Ein Sumpf, in dem man auch vor einem Mord nicht zurückschreckte. Christians ehemals bester Freund war in den brutalen Mord verwickelt, durch den der Heidenheimer Landkreis bundesweit in die Schlagzeilen geriet, weil dem Opfer kaltblütig der Kopf abgetrennt worden war. »Das war«, erzählt die Mutter, »nur einige Monate, nachdem Christian ausgestiegen ist.« Christian erzählt, dass sein Freund später im Gefängnis starb. An einer Überdosis.

Christians Drogen-Karriere begann in einem Internat in Schwäbisch Gmünd, wohin seine Mutter ihn geschickt hatte, weil sie hoffte, dass er dort seine

Streitsucht, die er seinem Bruder gegenüber an den Tag gelegt hatte, in den Griff bekommen würde. 15 Jahre alt war Christian damals und auf der Suche nach »dem wahren Leben«. Ein halbes Jahr blieb er auf dem Internat und lernte durch einen Schulfreund erst weiche, dann harte Drogen kennen. Als er an das Heidenheimer Hellenstein-Gymnasium zurückkam, war er mit der ganzen Palette versorgt: hauptsächlich Haschisch, aber auch Kokain und Heroin.

Mit dem Drogenkonsum kamen die Geldprobleme. So nahm der Jugendliche das Angebot bereitwillig an, durch Weiterverkauf von Drogen seinen eigenen Konsum besser finanzieren zu können. Er wurde, wie er selbst sagt, zur »Verteilerstation« für den ganzen Umkreis – von der Wohnung der Mutter aus, bei der er seit seiner Rückkehr aus Schwäbisch Gmünd wieder lebte.

Schule und Noten wurden unwichtig. Seine ehemalige Klassenlehrerin kann sich spontan noch an Christian als »chronischen Schwänzer« erinnern, zu dessen Fehlzeiten man einmal eine Art Chronik angelegt habe. Auch der Schulleiter des Gymnasiums, Dr. Gerhard Kerler, erinnert sich noch an den Schüler, ohne in den Archiven stöbern zu müssen, obwohl Christians letzter Schulbesuch nun bereits zehn Jahre zurückliegt und Dr. Kerler damals erst kurze Zeit das Amt des Schulleiters innehatte. Nach zweimaligem Sitzenbleiben verließ Christian das Gymnasium. Der Problemschüler, der heute so oft von Jesus spricht, brachte es damals fertig, sogar in Religion im Halbjahreszeugnis eine Sechs zu bekommen.

Die Lehrer, erinnert sich Christian, seien um ihn bemüht gewesen, vor allem der Vertrauenslehrer. Aber was nützt das, wenn sich einer nicht helfen lassen will? Helfen lassen wollte er sich auch nicht von seiner Mutter, die den Abstieg aus nächster Nähe hilflos mit ansehen musste.

Drei Jahre dauerte der Albtraum. Drei Jahre lang tat die Mutter das Einzige, von dem sie glaubte, es könnte wirklich helfen: Sie bat Jesus täglich um sein Eingreifen. War es wieder einmal ganz besonders schlimm, rief sie ihre gläubige Freundin an – auch mitten in der Nacht – und dann beteten sie gemeinsam am Telefon für Christian. Dass dabei allerdings nicht nur Jesus sie hörte, sondern auch Ermittler der Polizei allen Gesprächen lauschten, ahnte sie nicht. Christian hingegen wusste sehr wohl von der Überwachung. Deshalb sprach er am Telefon nie über seine Geschäfte. »Aber«, sagt er und lacht, »ich hatte nicht mit meiner Mutter gerechnet!«

Christian verkaufte Drogen auf Kommission. Zum Risiko gehörte es, von seinen »Zulieferern« verprügelt zu werden, wenn etwas nicht wie geplant lief. Irgendwann ging es nur noch darum, seine Schulden bei den Zulieferern abzuarbeiten. Längst hatte Christian erkannt, dass er auf der Suche nach dem »wahren Leben« irgendwie in eine Sackgasse gelaufen war und als Dealer dabei noch andere mit in den Sumpf riss. Aber aus eigener Kraft, das wusste er so gut wie seine Mutter, würde er nicht wieder herauskommen.

Als Erstes wurde Christians Freund Markus aus dem Sumpf gezogen. Markus, der ebenfalls den Drogen ver-

fallen war, traf in der Stadt ein Team der »Teestube«, einer Einrichtung, die von überzeugten Christen organisiert wurde. Nach einigen Gesprächen erkannte er seine Schuld und Verlorenheit. Er bat Jesus im Gebet um Vergebung seiner Schuld und vertraute ihm die Führung seines weiteren Lebens an. Er begann die Bibel zu lesen und änderte radikal sein Leben. Christian weiß heute von drei ehemaligen Drogenkonsumenten der damaligen Szene, die auf ähnliche Weise durch eine Bekehrung zu Jesus aus dem Milieu herausfanden.

Markus war es, der Christian an einem Wochenende mit zu einem Gottesdienst nach Stuttgart schleppte. Dass Christian der Einladung überhaupt folgte, lag nur daran, dass er an diesem Tag wieder einmal seinen Gläubigern aus dem Weg gehen wollte. An den Inhalt der Predigt erinnert er sich noch heute. Es ging um Schuld – auch um seine persönliche Schuld. Und Christian erkannte: »Ich muss umkehren. Ich bin auf dem Weg ins Verderben!«

Wieder daheim schnitt er sich als Erstes die langen Haare ab, die er bisher als Zeichen eines »unabhängigen und rebellischen Lebens« hatte wachsen lassen. Sein bisheriges Leben allerdings ließ sich nicht so leicht abschneiden. Stark waren nur die Vorsätze, aber wie es ihm gelingen sollte, sie umzusetzen, wusste er nicht. Er ahnte: Er würde weitermachen. Er dachte an die aktuelle Drogenlieferung, die noch im Briefkasten auf die Verteilung wartete. Ein sicheres Versteck an einem Sonntag, glaubte er. Was er nicht wusste: Seine Mutter hatte die Drogen trotzdem entdeckt – und in ihrer Not bereits ihre Gebetsfreundin am Telefon benachrichtigt.

Als am 31. Januar 1993 die Polizei kam und Christian verhaftete, war er erschrocken, aber vor allem auch erleichtert. In seinen Augen war die Verhaftung eine Hilfe, die Gott ihm gab, weil er den radikalen Bruch mit den Drogen sonst nicht geschafft hätte. Die Predigt, seine Reue, der Entschluss aufzuhören und die Verhaftung – es war ein perfektes Timing.

Was dann geschah, dürfte für die Beamten eine ziemliche Überraschung gewesen sein. Christian gab nicht nur zu, was ihm nachgewiesen werden konnte. Er erzählte alles, was er wusste. Es sollte das umfassendste Geständnis werden, das Richter Klaus Friedrichs, der später über den Ex-Dealer das Urteil sprach, jemals erlebt hatte. Christian erinnert sich, dass die Beamten ihn sieben Stunden lang verhört hatten. Dann folgte eine Nacht in einer Zelle. Dann wieder ein Verhör. Er zählte Namen auf und Hintermänner, er nannte Kontakte, Treffpunkte und Methoden, ohne Rücksicht auf die Folgen, die das für ihn haben könnte. Nach dem Verhör ließ die Polizei ihn frei, weil keine Fluchtgefahr bestand.

Die Freiheit nutzte Christian, um aufzuräumen. Erst kämpfte er im abgedunkelten Zimmer gegen seine Angst vor der Rache der Szene, gegen Entzugerscheinungen und damit verbundene Depressionen. Dann brachte er Gegenstände, die er gestohlen hatte, an ihre Besitzer zurück. Er ging zu einer Firma, um dort einen bis dahin ungeklärten Einbruch zu gestehen und sich dafür zu entschuldigen.

Weil er zu Hause nicht mehr sicher war, nahm er die Einladung einer christlichen Lebensgemeinschaft

an. Dort brachte er auch vor Gott sein Leben in Ordnung und bat Jesus unter Tränen, ihm zu vergeben und fortan im Mittelpunkt seines Lebens zu stehen. Dann folgte eine 15-monatige Therapie auf einem Bauernhof in Hessen.

Am 10. März 1994 fand die Verhandlung gegen ihn am Heidenheimer Amtsgericht statt. Sie ist Richter Friedrichs noch bis heute sehr deutlich in Erinnerung geblieben. Sogar an die Straße, in der Mutter und Sohn damals lebten, erinnerte er sich auf Anfrage der Lokalzeitung rund zehn Jahre später noch auf Anhieb. Nie zuvor und nie danach habe er einen Angeklagten erlebt, der so zu seiner Schuld gestanden habe, erzählte Friedrichs.

Damals sei darüber gesprochen worden, wie der Glaube an Jesus Christus den Angeklagten so sehr verändert habe. So sehr, dass man erst einmal sehr argwöhnisch gewesen sei und sehr genau nachgeforscht habe, ob dieser Gesinnungswandel nicht vielleicht vorgetäuscht war. »Aber es war alles stichhaltig«, betont Friedrichs aus der Erinnerung. So sei es gekommen, dass er den Angeklagten trotz der Schwere der Straftaten zu einer glimpflichen Jugendstrafe von 18 Monaten verurteilt habe, ausgesprochen auf drei Jahre zur Bewährung. Üblich sei für eine solche Straftat eigentlich eine Freiheitsstrafe von drei bis vier Jahren.

Die Bewährung sei auf Antrag des Bewährungshelfers später noch einmal um ein Jahr reduziert worden. »Der Bewährungshelfer hatte sich beschwert: Ich würde ihn sonst noch missionieren«, schmunzelt Christian.

In Hessen begann der mittlerweile 19-Jährige eine Lehre als Holzmechaniker und holte nebenbei sein Fachabitur nach. Das Fachabitur legte der einstige Problemschüler mit dem besten Zeugnis der Klasse ab. Danach begann er ein Bauingenieur-Studium, das er im Frühjahr 2002 abschloss.

Nachdem er jüngst bei der Obdachlosen- und Jugendarbeit in Amsterdam ausgeholfen und all das Leid dort gesehen hat, würde er sich wünschen, später in diesem Bereich zu arbeiten. Auf's Geldverdienen komme es ihm nicht an. Nur darauf, dort zu sein, »wo Gott mich einsetzen will«. Denn er habe nun gefunden, wonach er sich sehnte: »Das wahre Leben!« Zu verdanken habe er es dem, dessen Geburt wir jedes Jahr zu Weihnachten feiern: Jesus Christus!

Der freie Stuhl bei Jesus

Sonja Rembold glättet mit der Hand das Tischtuch, streicht Falten glatt, die es auf dem gebügelten Stoff gar nicht gibt. »Eigentlich bin ich dazu erzogen worden, über Glaubensdinge nicht zu sprechen«, erklärt die 47-Jährige verlegen ihre Nervosität, als müsse sie sich dafür entschuldigen. Aber sie stehe zu ihrem neuen Leben, das 1995 mit Jesus begonnen hat.

Ihrem Mann fällt es leichter, Zeugnis für seinen Glauben abzulegen. Aber Roland Rembold ist es in seiner beruflichen Position als Verkaufsleiter einer Schweizer Firma auch gewohnt, Stellung zu beziehen.

Dabei beobachtete der 48-Jährige die neue »Manie« seiner Frau anfangs mit Misstrauen. Inzwischen jagt er selbst mit Tempo 200 über die Autobahn, um nach einem Auswärtstermin ja noch rechtzeitig zum wöchentlichen Hauskreis-Bibelabend zu gelangen.

Sonja und Roland Rembold kommen aus einem katholischen Hintergrund. Als Christen haben sie sich schon immer betrachtet – »so wie es eben üblich ist im christlichen Abendland«.

Da war die Kirche am Sonntag, gelegentlich die Beichte. Sporadisch sprach man ein Tischgebet, das sich im Laufe der Zeit eher zum einstudierten Ritual als zur ernst gemeinten Danksagung entwickelte.

Gott? Den gab es wohl, irgendwo weit entfernt, und Jesus gehörte »zum Glauben dazu«, schmunzelt Roland Rembold. Es gab ja den Taufschein, das »Ticket in den Himmel«, das man schon ohne eigenes Zutun gelöst hatte. Da ist sonst nichts mehr zu tun, dachte der Familienvater.

Zum Glauben kam die Familie durch die Krankheit von Sonja Rembold. Immer wenn die Mutter wieder einmal geschwächt das Bett hüten musste, schickte die Caritas eine Familienpflegerin vorbei – Schwester Irene.

Erst war die Haushaltshilfe der Mutter überhaupt nicht recht. »Eine echte Schwäbin hat es nicht gern, wenn eine andere im Haushalt mitmischt«, lacht Sonja Rembold.

Doch die Abneigung wandelte sich in Zuneigung, als sie der Helferin das erste Mal gegenüberstand. Eine unglaubliche Güte und Liebe seien von dieser Frau ausgegangen, wunderte sich Sonja Rembold. Schwester Irene war eine tief gläubige Christin.

Sie lud das Ehepaar zu kirchlichen Veranstaltungen und Evangelisationen ein, doch Sonja und Roland Rembold lehnten immer ab.

Als die jüngste Tochter an Neurodermitis erkrankte – unheilbar, wie die Ärzte und die medizinischen Fachbücher damals versicherten – kniete sich Schwester Irene neben das Kinderbettchen und betete um Heilung. Am meisten beeindruckte die Mutter dabei, dass die Schwester nicht irgendein vorgegebenes

Gebet wie eine Formel herunterleierte oder 15-mal hintereinander den Rosenkranz wiederholte, sondern völlig frei betete, Jesus persönlich ansprach und ihn voller Ernst und Innigkeit bat: »Herr, hilf, dass die hässliche Hautkrankheit verschwindet, ehe das Kind in den Kindergarten kommt. Denn dort wird man das Mädchen sonst ausgrenzen.«

Zweieinhalb Jahre lang litt die Tochter unter dieser Krankheit. Als sie drei wurde und im Kindergarten angemeldet werden sollte, verschwand die Krankheit.

Fast zehn Jahre sind seither vergangen, ohne eine Spur von Neurodermitis, erzählt Sonja Rembold erleichtert. Durch Schwester Irene habe sie gespürt: »Da muss etwas sein!«

Das Ehepaar begann, oft und lange über Gott zu diskutieren, über die Sinnfrage, die den Familienvater frustrierte und unruhig machte, weil »Arbeiten, Essen, Trinken und Schlafen doch wohl nicht alles sein kann«. Oder Fußball spielen. Oder durchzechte Nächte in der Kneipe.

Am 26. April 1995 fuhr Sonja Rembold dann doch zu einer dieser Veranstaltungen, zu der Schwester Irene sie immer wieder eingeladen hatte. Widerwillig. *Wenn ich keinen Parkplatz finde, beschloss sie, dann fahre ich gleich weiter.*

Sie fand einen Parkplatz, obwohl sie sich sehr verspätet hatte. Die Veranstaltung hatte längst begonnen, der Saal war voll.

Wenn ich nicht sofort einen freien Stuhl finde oder erst durch den Saal laufen muss, beschloss Sonja Rembold, dann gehe ich gleich wieder.

Es gab noch einen einzigen freien Stuhl. Der stand direkt am Eingang.

Als der Prediger dann Mut machte, eine Entscheidung zu treffen und Jesus die Herrschaft über das eigene Leben zu übergeben, war für Sonja der Zeitpunkt für die wichtigste Entscheidung ihres Lebens gekommen. Ein halbes Jahr später wagte ihr Mann den gleichen Schritt.

»Heute steht Jesus im Mittelpunkt«, erzählt Roland Rembold. Sie versuchen, ihren Glauben zu leben. »Was natürlich leider nicht immer klappt«, beugt Sonja Rembold falschen Erwartungen vor: »Wir machen immer noch Fehler.«

Sie hat erlebt, dass man gerade als Christ besonders genau auf Fehlverhalten hin beäugt wird. Dabei sei es ganz falsch zu erwarten, dass Christen perfekte Menschen seien, meint die Mutter und schmunzelt: »Zumindest auf mich trifft das leider nicht zu. Und außerdem sind Christen ja gerade keine fehlerfreien, sondern schuldige Menschen, die erkannt haben, dass sie Sündenvergebung und Gnade brauchen!«

Diese Erkenntnis war es auch, die damals den Familienvater erschütterte. Als ihm das plötzlich bewusst wurde: »Gott hat seinen Sohn auf die Welt geschickt, damit er am Kreuz stellvertretend für mich die Schuld sühnt. Es war nicht irgendeine Schuld, es

war meine Schuld und Sünde, die er auf sich nahm.
Es war meine Strafe, für die er gebüßt hat. Er ist für
mich gestorben – damit ich gerettet werde!«

*Denn so hat Gott die Welt geliebt,
dass er seinen eingeborenen Sohn gab,
damit jeder, der an ihn glaubt,
nicht verloren geht,
sondern ewiges Leben hat.*

Die Bibel, Johannes 3,16

Anhang: Wie dumm muss man sein, um glauben zu können?

Christen sind Menschen, die man an der Schlafmütze erkennt, die ein Brett vor dem Kopf haben und die an den völlig veralteten, naiven Vorstellungen der Bibel festhalten – das ist zumindest die gängige Meinung vieler Leute.

In diesem Zusammenhang ist es allerdings sehr erstaunlich, dass nach Jahrzehnten atheistisch-materialistischer Dominanz ein neues Zeitalter begonnen hat, in dem Religion, Okkultismus und Esoterik immer mehr begeisterte Anhänger finden.

Gebildete Menschen sind plötzlich bereit, ihr rationales Denken aufzugeben, den Verstand abzuschalten und sich Vorstellungen und Praktiken zu öffnen, die man noch vor wenigen Jahren dem finstersten Mittelalter zugeordnet hätte. Die weltweite Begeisterung, mit der z. B. die »Harry Potter«-Bücher verschlungen werden, ist ein deutliches Zeichen dafür.

Die Vorstellung, dass wir als Menschen Produkte des Zufalls sind und mit dem Tod alles aus ist, hat offensichtlich viele Fragen unbeantwortet gelassen; und so öffnet man sich immer mehr spirituellen Einflüssen, Bewegungen und Gefühlen.

Nun sollte man meinen, dass in einer solch religiösen, spirituell aufgeschlossenen Zeit der Glaube an Jesus Christus einen mächtigen Aufschwung erleben würde. Aber das ist offensichtlich nicht der Fall.

Auch wenn die Bibel weltweit das am meisten verbreitete Buch ist, wird sie doch nur von relativ wenigen gelesen und ernst genommen.

Obwohl sich prozentual die meisten religiösen Menschen zum Christentum bekennen, so ist die Zahl derer, die Christus wirklich vertrauen und ihr Leben entsprechend ausrichten, nicht besonders groß.

Woran liegt das?

Im Gegensatz zu allen anderen Religionen schmeichelt die Bibel der Eitelkeit des Menschen nicht, sondern »bürstet uns gegen den Strich«. Da ist nicht die Rede von einem »guten Kern« im Menschen, der entwickelt werden müsste, oder von einem »göttlichen Licht«, das durch besondere Übungen oder Meditationsformen zur Entfaltung kommen kann.

Gottes Urteil über jeden Menschen ist eindeutig und vernichtend: Er befindet sich in einer absoluten und hoffnungslosen Boshaftigkeit, Verdorbenheit und Verlorenheit. Auch die Maske der Mitmenschlichkeit und Humanität verdeckt nur die Fratze eines stolzen, egoistischen und gottlosen Menschen, der nicht im Traum daran denkt, das erste und größte Gebot Gottes zu erfüllen: Gott zu lieben aus ganzem Herzen, mit ganzem Verstand, aus ganzer Seele und aus ganzer Kraft.

Der bekannte dänische Dichter und Philosoph Søren Kierkegaard hat das einmal sehr drastisch und deutlich auf den Punkt gebracht:

»Es gibt etwas, wovon du nicht weißt, sondern was du dir sagen lassen musst, und was du glauben sollst: Du bist in Sünde empfangen, in Übertretung geboren; du bist von Geburt an ein Sünder, in der Gewalt des Teufels; falls du in diesem Zustande bleibst, ist dir die Hölle sicher. Da hat Gott in unendlicher Liebe eine Veranstaltung zu deiner Erlösung getroffen, hat seinen Sohn geboren werden, leiden und sterben lassen. Glaubst du das, dann wirst du ewig selig. Dies wird dir verkündigt, diese frohe Botschaft!«

Diese »frohe Botschaft« ist also zunächst einmal ein schockierendes, vernichtendes Urteil über die Qualität unserer Moral, welches wir zu schlucken haben. Und dann zeigt uns die Bibel, wer Gott ist und was Gott getan hat, um uns begnadigen und erlösen zu können. Und wer sich das von Gott sagen lässt und ihm glaubt, der wird eine erstaunliche Veränderung in seinem Denken und Leben feststellen.

Ein klassisches Beispiel für diesen Tatbestand ist ein berühmter Weltherrscher aus dem 6. Jahrhundert vor Christus. Seine Residenz war die gewaltige Stadt Babel mit den »Hängenden Gärten« und der berühmten »Medischen Mauer«, welche diese Stadt so gut wie uneinnehmbar machte. Sein Name: Nebukadnezar.*

Dieser mächtige König sah eines Tages voller Stolz von seinem Palast aus auf seine genialen und groß-

* Vielleicht dem einen oder anderen Leser unter dem Namen »Nabucco« aus Verdis gleichnamiger Oper bekannt.

artigen Bauwerke und rief begeistert und berauscht von der eigenen Größe aus:

»Ist das nicht das große Babel, das ich durch die Stärke meiner Macht und zur Ehre meiner Herrlichkeit zum königlichen Wohnsitz erbaut habe?«

Er hatte diesen Satz kaum zu Ende gebracht, als er plötzlich wahnsinnig wurde. Als Folge davon wurde er von den Menschen ausgestoßen und lebte wie ein Tier. Sieben Jahre lang hielt dieser Zustand geistiger Verwirrung an, bis nach Nebukadnezars eigenen Worten Folgendes geschah:

»Und am Ende der Tage erhob ich, Nebukadnezar, meine Augen zum Himmel, und mein Verstand kehrte zu mir zurück. Und ich pries den Höchsten, und ich rühmte und verherrlichte den ewig Lebenden, dessen Herrschaft eine ewige Herrschaft ist und dessen Reich von Geschlecht zu Geschlecht währt.«

In dem Moment, wo dieser ehemals mächtige, aber wahnsinnige Weltbeherrscher – der wie ein Tier lebte – seine Augen zum Himmel erhob und sich dessen bewusst wurde, dass er Geschöpf eines Schöpfers war, gab er in einer demütigen Haltung Gott die Ehre und begann wieder vernünftig zu denken.

Diese erstaunliche Geschichte macht deutlich: Immer dann, wenn der Mensch sich selbst zum Maß aller Dinge macht und seinen Schöpfer ignoriert, verliert er über kurz oder lang den Verstand, degradiert zum Tier und ist in der Lage, die unglaublichsten Theorien für Wahrheit zu halten.

Und wo ein Mensch – egal, in welcher hoffnungsloser Situation er sich auch befindet – seinen Blick zu Gott erhebt und sich selbst als ein von Gott abhängiges Geschöpf erkennt, bekommt er einen klaren Kopf und wird vernünftig in seinem Denken und Leben.

C. H. Spurgeon, einer der bekanntesten Prediger des 19. Jahrhunderts, hat den biblischen Glauben einmal treffend definiert:

»Glaube an Gott ist geheiligter Menschenverstand... Glauben heißt: Gott zum größten Faktor in unseren Überlegungen zu machen und dann nach der gesündesten Logik zu handeln.«

Ist es nicht vernünftiger zu glauben, dass unsere komplizierte und wunderbar geordnete Schöpfung sowohl als Mikrokosmos wie auch als Makrokosmos von einem genialen, unbegreiflichen Schöpfer entworfen und geschaffen wurde – als an die »Götter« Evolution, Zufall, oder wie sie sonst noch heißen mögen, zu glauben?

Ist es nicht vernünftig, dann auch den logischen Schluss zu ziehen: Wenn es einen Schöpfer gibt, dann sind menschliche Gottesvorstellungen unsinnig, dann können wir Gott niemals begreifen, sondern sind darauf angewiesen, dass Gott sich auf unser Niveau begibt und sich uns offenbart?

Und Gott hat sich offenbart – in Jesus Christus, seinem Sohn, hat er seine Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit unübersehbar gezeigt – das wird an keiner Stelle deutlicher als zu dem Zeitpunkt, wo die

Menschen das Todesurteil über den Sohn Gottes ausgesprochen haben. Wo man ihn hasserfüllt an das Kreuz auf Golgatha schlug, wo aber auch Gott das Todesurteil über seinen Sohn aussprach und vollzog, weil Jesus Christus an diesem Kreuz nicht nur den Hass der Menschen erlitt, sondern aus Liebe zu uns den gerechten Zorn Gottes über unsere Gottlosigkeit und Sünde auf sich genommen und dort stellvertretend unsere Schuld bezahlt hat.

In der Bibel finden wir Gottes Antworten auf unsere Fragen nach dem Warum, Woher und Wohin. Dort lernen wir, dass unser kurzes Leben auf der Erde nicht mit dem Tod endet, sondern seine ewige Fortsetzung in der Herrlichkeit der Gegenwart Gottes oder aber in der ewigen Verdammnis findet. Entscheidend dafür ist, ob wir in unserem Leben Jesus Christus als unseren Herrn und Erlöser annehmen und unser Leben unter seine Führung stellen – oder nicht.

Es ist Zeit, über Tod und Leben, Vergänglichkeit und Ewigkeit, vor allem aber über Gott selbst nachzudenken und die Bibel, sein »Testament«, das Vermächtnis des Schöpfers an uns Menschen, aufmerksam zu lesen. Gott hat versprochen, sich von jedem finden und erkennen zu lassen, der ihn aufrichtig sucht.

Wolfgang Bühne



W. Bühne

Wenn Gott wirklich wäre ...

Taschenbuch

128 Seiten

ISBN: 3-89397-755-4

Ein evangelistisches Buch mit vielen Beispielen, Zitaten und aktuellen Bezügen aus dem Lebensalltag. Der Autor macht deutlich, dass die Tatsache der Existenz Gottes vernünftige und einleuchtende Antworten auf die tiefsten Fragen unseres Lebens gibt. Denn wenn Gott wirklich wäre, »... dann hat Sünde nicht nur etwas mit Flensburg zu tun«, »... dann ist das Kreuz mehr als ein Modeschmuck«, »... dann ist Gnade kein Ausverkaufsartikel der Kirche«. So heißen einige der Kapitel, in denen die zentralen Themen des Evangeliums leicht verständlich und in zeitgemäßer Sprache dargestellt werden. Zur Weitergabe an junge und erwachsene Außenstehende jeder Bildungsschicht gut geeignet.



R. Shallis

Kurswechsel - das Leben beginnt

Taschenbuch

176 Seiten

ISBN: 3-89397-505-5

Was ist Ihr Ziel? Was wollen Sie erreichen? Ein komfortables, leichtes Durchschnittsleben, das Schwierigkeiten, aber auch wichtigen, lebensentscheidenden Dingen ausweicht? Oder sehnen Sie sich nach Gottes Horizont, ein Leben mit aufregenden Entdeckungen? Wer meint, das Leben als Christ sei langweilig, wird hier vom Gegenteil überzeugt. Kurswechsel ist angesagt! Für Ralph Shallis wurde dieser zu der wichtigsten Entscheidung seines Lebens. Gebet, das Wort Gottes, die Gemeinschaft der Christen und Evangelisation sind für ihn die Grundpfeiler eines intensiven Lebens mit Gott.